



BvT Berliner Taschenbuch Verlag

Pressemittteilung
Eilmeldung
Veranstaltung
Buch
Biografie
Interview

△ △ △ ▲ △ △

► Pressedienst

Richard Ford Unabhängigkeitstag



Richard Ford
Unabhängigkeitstag
Roman

Aus dem Amerikanischen von
Fredeke Arnim
529 Seiten, Taschenbuch
€ 12,50 [D] / sFr 23,00
ISBN 978-3-8333-0350-0

Die Originalausgabe erschien
1995 unter dem Titel *Independence Day* bei Alfred A. Knopf,
Inc., New York

► Informationen

Carsten Sommerfeldt
Greifswalder Straße 207
10405 Berlin

Tel +49-30-44 38 45-25

Fax +49-30-44 38 45-95

presse@berlinverlag.de

Das Buch:

Sechs Jahre nach dem großen Erfolg seines Romans *Der Sportreporter* legt Ford nun sein *opus magnum* vor:

Unabhängigkeitstag, ein meisterlich komponiertes Psychogramm des modernen Amerika, die Fortsetzung des *Sportreporter*, eines der Aufsehen erregendsten Romane des vergangenen Jahrzehnts.

Frank Bascombe ist – fünf Jahre später – kein Sportreporter mehr, arbeitet inzwischen als Makler, ist aber immer noch geschieden. In dieser »Durchhalteperiode«, wie Bascombe sagt, hat er sich gegen neue Verletzungen und die ewig zermürbenden Reueattacken stumpf gemacht. Vor allem setzt er große Hoffnungen auf das Wochenende des 4. Juli – des wichtigsten amerikanischen Feiertages, Independence Day -, an dem er seine Freundin besuchen, und mit seinem seltsam verschlossenen Sohn, den er seit der Trennung nur selten sieht, etwas unternehmen möchte. Doch es kommt mal wieder alles anders.

Richard Fords geradezu atemberaubende Prosa kennzeichnet Genauigkeit, atmosphärische Dichte und eine schier unerschöpfliche Geduld bei der psychologischen Ausleuchtung seines Helden: *Unabhängigkeitstag* ist ein literarisches Meisterwerk, ein Meilenstein der Gegenwartsprosa – und Frank Bascombe ohne Frage einer der sympathischsten, witzigsten Helden, die die amerikanische Literatur seit langem zu bieten hatte.

Der Autor:

Richard Ford wurde 1944 in Jackson, Mississippi, geboren und lebt heute in Maine. Nach dem Literaturstudium und diversen Jobs u.a. als Sportreporter, gelang ihm mit seinem gleichnamigen Roman 1986 der Durchbruch. 1996 erhielt Ford sowohl den Pulitzer Preis als auch den PEN/Faulkner Award für *Unabhängigkeitstag*.

Verena Lueken

Das Leben erwischt jeden

Zu Besuch bei dem amerikanischen Autor Richard Ford

Haben Sie früher geboxt? Richard Ford steht am Arbeitsblock in der Küche und zerkleinert mit einem sehr kleinen Messer geschickt den Rosenkohl. Das Küchenlicht zeichnet harte Schatten und vergrößert die Unregelmäßigkeiten seines Nasenbeins ins Extreme. In diesem Augenblick trägt Beobachtens, wie ein Mann selbstbewußt und mit gelassener Routine kocht, scheint keine Frage näher zu liegen. „Haben Sie früher geboxt?“ „Ja. Natürlich.“ „Im Ring?“ „Klar. Auch außerhalb.“

Richard Ford, geboren 1944 im Bundesstaat Mississippi, ist einer der bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller der Gegenwart. Sein erster Roman erschien 1976, zwei weitere folgten, und spätestens mit der Kurzgeschichtensammlung „Rock Springs“ aus dem Jahr 1987 wurde der ihm eigene Typus von Erzählen unübersehbar. Ihm geht es nicht um die Selbst- und Weltbefragungen, die ein ums andere Buch der prominentesten amerikanischen Autoren wie Saul Bellow, John Updike oder Philip Roth füllen, nicht um die Krisen des Intellektuellen, die das jüdische Ostküsten-Establishment beschäftigen. Ford, der nur am Anfang aus dem Süden schrieb, dann über den Westen, den Nordwesten und New Jersey und dessen Geschichten heute überall spielen, in Chicago oder Paris, dem Grand Canyon oder Montreal, interessieren andere Persönlichkeiten – und das, was bleibt, wenn die Krise vorbei ist: ob ein wenig Hoffnung und auch ein bißchen Anstand zu retten sind und ob das zum Überleben reicht.

Vor gut zehn Jahren, begünstigt durch die Konkurrenz zweier Verlage, die ihn beide in ihr Programm aufgenommen hatten, tauchte er mit drei Büchern zugleich auf dem deutschen Buchmarkt auf. Seitdem hat ihn die Literaturkritik überaus wohlwollend begleitet und in „Unabhängigkeitstag“ (1995) einen der großen amerikanischen Romane des letzten Jahrzehnts erkannt. Ford ist mit allen möglichen Etiketten behängt worden, vom „dreckigen Realisten“ – in der DDR, als sie noch so hieß, zu seiner Verblüffung sogar vom „sozialen Realisten“ – über den „Minimalisten“, wenn es um seine Kurzgeschichten ging, zum Autor von „Männerliteratur“, wo von seinen längeren Prosastücken und Romanen die Rede war.

Das war alles immer nett gemeint, sagte eigentlich nichts und hatte vor allem den Effekt, Fords Literatur in die bereitliegenden Amerika-Klischees zu wickeln und darunter das, was sie so besonders macht, zum Verschwinden zu bringen: die Einfühlbarkeit, mit der er seine Figuren konstruiert, die beileibe nicht immer sympathisch sind, aber mit ihren Fehlern, oft jämmerlichen Träumen und kleinen oder großen Feigheiten so lebendig vor uns stehen, daß es unmöglich ist, sich von ihnen abzuwenden. Die Präzision der Dialoge, in denen oft das geschieht, was bei anderen Handlung heißt. Die Sorgfalt, mit der er aus Landschaften, Orten und Innenräumen eine Atmosphäre schafft, von der seine Figuren leben wie Fische unter Wasser vom Sauerstoff. Und schließlich die Disziplin des Schreibens, die keine selbstverliebten Kunststücke zuläßt, kein Pathos und keine Sentimentalität.

Ich dachte, ich hätte von Richard Ford fast alles gelesen, als ich zu einem Besuch bei ihm in Maine aufbrach, außer dem frühen Roman „A Piece of My Heart“, den ich über die Jahre drei- oder viermal angefangen und nie zu Ende gebracht hatte, und außer einigen verstreuten Essays, von denen ich aber immerhin wußte. Übersehen hatte ich ein Stück, das 1996 im „New Yorker“ erschienen war und im gleichen Jahr dem Bildband „The Fights“ von Charles Hoff, einem der großen Sportfotografen der dreißiger bis fünfziger Jahre, als Vorwort diente. Dort stand, was ich wissen wollte, gleich im ersten Satz: „I hit a lot of people in the face in my life.“

Das ist ein ziemlich guter erster Satz. Überraschend. Komisch, denn Richard Ford ist ein Mann von nahezu unfehlbarer Höflichkeit. Er sagte diesen Satz nicht an jenem Wochenende in Maine und erwähnte auch den Essay nicht. Aber später beim Lesen von „In the Face“ wußte ich, wie er geklungen hätte, gesprochen von dieser Stimme, die sanft scheint und intim und Härten verschleiert. Ford, aufgewachsen in den Südstaaten, verschleift die Konsonanten und bringt damit seine Sätze in ein melodisches Schwingen, das eine Art Zustimmungszwang auslöst. Außerdem hat er im College Schauspielunterricht genommen und also gelernt zu sprechen. Dissonanzen nimmt man erst mit einiger Verzögerung

wahr. „I hit a lot of people in the face in my life.“ Deutlicher kann man es nicht sagen, verführerischer kaum. Wenn er früher so geboxt hat, wie er heute spricht, hatten nicht viele Gegner eine Chance.

Einige Wochen zuvor hatte er in New York diese Stimme einem verehrten toten Kollegen geliehen, als er bei einem Literaturfestival nicht nur die verabredete eigene Geschichte las, sondern zunächst einmal eine von John Cheever, dessen Kurzgeschichten zu den besten gehören, die die amerikanische Nachkriegsliteratur zu bieten hat. „Reunion“ ist eine jener knappen Cheever-Geschichten, die in zweieinhalb Seiten eine ganze Lebenskatastrophe hineinpacken kann. Sie erzählt vom letzten Treffen eines Sohnes mit seinem Vater in einer Abfolge von verhinderten Möglichkeiten, gemeinsam zu Mittag zu essen. Das ist so komisch, daß die Zuhörer immer wieder laut lachen, und so traurig, daß am Ende atemloses Schweigen im Raum hängt. Ford bricht es erst nach einer Weile: „Was für eine Geschichte. Schwer, danach eine eigene zu lesen. Aber andererseits – Schreiben ist schließlich kein Wettkampf.“ Die Leute lachen wieder, und Ford beginnt mit seiner Geschichte, die ebenfalls „Reunion“ heißt.

Ein Bootshaus mit Ausblick

Der Ich-Erzähler trifft im New Yorker Bahnhof Grand Central Station Mack Bolger, einen Mann, mit dessen Frau er einmal ein Verhältnis hatte. „Was zwischen mir und Beth Bolger war, ist kaum die Worte wert, die es brauchte, es wegzuerklären. Aus jeder Entfernung außer der ganz nahen, aus der ich es sah, war es ein gewöhnlicher Ehebruch, und dann, nach einer kurzen Zeit, nachdem wir den Kontinent mehrere Male durchquert und so vielen Menschen wie möglich Unglück, Peinlichkeit und Herzschmerzen bereitet hatten, wurde es enttäuschend, unwürdig und schließlich für ebendiese Menschen fast verhängnisvoll. Weil es die Wahrheit ist und weil es Macks unerfreuliches Dilemma komplizierter macht und ein liebenswerteres Licht auf ihn wirft, will ich erzählen, daß er sich an einem Punkt gezwungen sah, mich (und auch Beth) in einem Hotelzimmer in St. Louis – einem schönen altehrwürdigen Schuppen namens Mayflower – zur Rede zu stellen. Mit dem Ergebnis, daß ich, wenn auch nicht ernsthaft, vermöbelt wurde.“ Die körperliche Auseinandersetzung ist eine schwerwiegende Sache, und für Ford ist sie immer noch eine Richtschnur dafür, womit er es ernst meint. Doch an der Prügelstelle in „Reunion“ kichern die Zuhörer. Denn Ford hat mit „I got banged around“ dem Ganzen eine ziemlich anzügliche Note gegeben (die sich nicht ins Deutsche retten läßt).

Ford, der in den vergangenen Jahren in Montana und in New Orleans gelebt hat, eine Weile in Paris und auch ein paar Monate in Berlin, ist im vergangenen Frühjahr nach Maine gezogen. Dort hat er eines jener typischen Cape-Cod-Häuser gekauft, die ein ganzes Anwesen für sich bilden, weil die meisten Zimmer nach draußen führen und man bei jedem Eingang den Eindruck hat, man träte in ein anderes Haus. Ein Bootshaus mit Ausblick auf Fords eigene Insel im Meer gehört dazu, das er vielleicht als Arbeitszimmer ausbauen will. Auf der Insel, die einzig dazu taugt, sie zu umschwimmen, sollte der Ozean jemals eine Temperatur erreichen, die einen Schwimmer willkommen hieße, steht ein einzelner hoher Baum. Man kann auf einem mit bleichen Krabben übersäten Holzsteg über dem Meer sitzen, es riecht nach Tang und fauligen Planken, und man ist versucht, den Ort eine Idylle zu nennen. Denn hier wird gearbeitet.

Seit „Unabhängigkeitstag“, seinem großen Roman, der ihm internationalen Ruhm bescherte und den Pulitzerpreis sowie den Pen/Faulkner Award einbrachte, hat Ford ein Buch mit drei Erzählungen veröffentlicht, die in Deutschland auf drei schmale Einzelbände verteilt wurden, eine Handvoll Kurzgeschichten und eine Reihe von Essays. Er hat Kommentare in der „New York Times“ geschrieben und einige Anthologien herausgegeben, unter ihnen „The Granta Book of the American Long Story“ sowie eine Auswahl von Tschschow-Erzählungen. Eine etwa hundertseitige Erzählung mit dem Titel „Abyss“ (Ab-

grund) ist druckfertig, und im nächsten Jahr soll „The Multitude of Sense“, ein Band mit zehn Kurzgeschichten, erscheinen. Drei von ihnen will Ford in der nächsten Zeit schreiben.

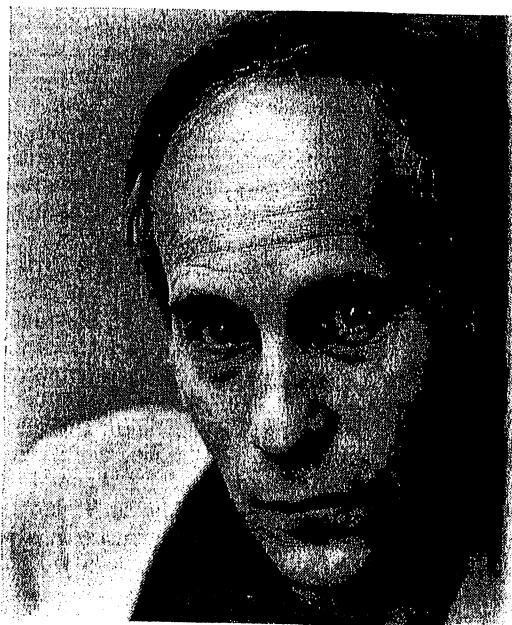
An jenem Wochenende arbeitet er an einer Geschichte, die nach zahlreichen Titelwechseln nun „The Overreacher“ heißen soll. Es ist offenbar eine dunkle Geschichte von einem Mann, der in einem Hotelzimmer in Montreal seine Affäre mit einer verheirateten Frau beendet. Die Frau geht, und kurz darauf klingelt das Telefon. Es ist ihr Ehemann, der den seit wenigen Minuten ehemaligen Liebhaber zur Rede stellt über die Affäre, die dieser gerade abgebrochen hat. Es kommt zur Konfrontation in der Hotellobby. „Was auch immer Sie mit meiner Frau treiben“, sagt der Ehemann, „ich möchte, daß Sie wissen, sie bleibt meine Frau.“ Der Liebhaber fährt die Frau daraufhin zum Flughafen, und im Auto sagt sie: „Ich muß dir etwas sagen.“ In dem Augenblick aber weiß er es schon. Der Mann im Hotel war nicht ihr Mann. „Eine ziemlich perverse Geschichte“, sagt Ford und lacht. Eine Geschichte über eine verbotene oder zumindest unzulässige Beziehung, wie sie Ford seit einiger Zeit häufig schreibt.

„Als ich diese Geschichte geschrieben hatte, mochte ich eigentlich nichts an ihr. Ich mochte die Figuren nicht. Das einzige, was mir gefiel, war, daß sie ungefähr so funktionierte, wie ich es wollte. Als ich anging, wußte ich noch nicht, daß der Ehemann nicht der Ehemann sein würde. Ich wußte es nicht, bis die beiden im Auto saßen. Dann ging ich zurück zu all den Teilen der Geschichte, die mir nicht gefielen, und das waren ziemlich viele. Zum Beispiel der Liebhaber. Ich beschloß, daß er nicht dieser ‚Wasp‘-Typ sein sollte, sondern ein Jude aus Washington D.C. Sobald ich seinen Namen in Rockman geändert hatte, wurde die Geschichte wieder interessant für mich. Dann gab ich der Frau einen anderen Namen, Madeline statt Dawn, und damit kamen völlig andere Phantasien zum Zug. In meiner Unzufriedenheit habe ich also die ganze Geschichte noch einmal neu aufgerollt, und nur die Ereignisse blieben gleich, alle Reaktionen änderten sich.“

Nachdenken über größere Bewegungen

Wir hatten den halben Nachmittag darüber gesprochen, „Woher das Schreiben kommt“, wie die Überschrift eines Essays lautet, den Ford im Sommer 1998 veröffentlicht hatte, und die Geschichte über das Schreiben der Geschichte aus Montreal ist ein Teil seiner Antwort, die er möglichst von jeder Theorie freihalten will. „Ich habe einen sehr handwerklichen Ansatz. Ein bißchen wie Miró, der sagt: ‚Das ist ein schöner Kreis. Der gefällt mir.‘ Ich mag Maler, die sagen: ‚Mir gefällt das viele Rot, und das Rot und das Blau zusammen, das gefällt mir auch.‘ Das heißt nicht, daß ich nicht hohe Ansprüche hätte, es bedeutet nur, daß ich nicht versuche, meine Ansprüche mit einem pseudokritischen Jargon aufzupumpen.“

Ford ist in seinen Überlegungen zum Schreiben, das zeigen auch die Essays über andere Autoren, keineswegs naiv. Nur europäische Ohren hören in seinen provozierend einfachen Formulierungen einen anti-intellektuellen Affekt, der ihn etwa von anderen Autoren unterscheidet. Denn es gibt wahrscheinlich keinen amerikanischen Schriftsteller, der glücklich wäre, als Intellektueller bezeichnet zu werden, oder sich gar selbst so nennen würde, nicht einmal so



Von Boxen und Höflichkeit: Richard Ford

Foto Anita Fuchs

intellektuell gewiefte Autoren wie Don DeLillo oder Richard Powers. Intellektuelle in Amerika sind Akademiker, und die stehen nicht aufseiten der Literatur. Literaturtheorie, vor allem jene französischen Ursprungs, wie sie an amerikanischen Universitäten betrieben wird, strukturalistisch, poststrukturalistisch, dekonstruktivistisch, hält Ford daher nicht nur für uninteressant, sondern für schädlich für die Literatur. „Selbst der schlechteste Roman kann der Literatur nichts anhaben. Aber vieles, was in den Universitäten gelehrt wird. Die Akademiker wollen die Bücher vom Pöbel fernhalten. Sie machen sie kabbalistisch, als seien sie eine Sache für Eingeweihte.“ Ford will, daß sie zugänglich sind.

Zugänglich heißt natürlich nicht kunstlos. Es heißt nur, daß es um etwas gehen muß, das den Leser überzeugt, und das sind in der Regel nicht die großen Gesten, mit denen der Autor auf sich selbst deutet. „Ich versuche über Situationen zu schreiben, die der Leser wiedererkennt. Wie ein Mann zu jemandem spricht, den er liebt. Was ein Vater zu seinem Sohn sagt. Eine geschiedene Frau zu ihrem ehemaligen Gatten. Ich gehe von diesen ganz vertrauten Situationen aus, weil es schließlich hier ist, wo wir alle leben.“ Und weil es hier ist, wo die Sprache scheitert und die Kommunikation zusammenbricht.

In „Unabhängigkeitstag“ geht es unter anderem darum, wie ein Vater zu seinem Sohn spricht. Es geht darum, wie ein Leben, dessen größte Krisen bewältigt scheinen, noch einmal Atem holt. Aber der Roman erzählt auch davon, was auf dem Spiel steht, wenn ein Ehepaar in mittleren Jahren, das etwas will, was es so weit wie möglich wegführt von den zerbrochenen und hin zu anderen, auch schon etwas abgehalfterten Träumen, nach einem neuen Haus sucht. Und wie der Makler, der all dieses weiß, weil es stets dasselbe ist, für jeden Traum und jeden Zweifel und am Ende auch für die Kapitulation vor den Bedingungen des Marktes das passende Arrangement parat hat. Diese Teile des Buchs erzählt Ford in einer brillanten Imitation der Spezialsprache des Immobilienhandels. Sie sind reine Komödie, die nie zynisch gegenüber dem Leben wird und niemals böseartig gegenüber den Figuren, deren Hoffnungen mit oder ohne Hauskauf innerhalb weniger Wochen verblühen werden.

Was gemeinhin Plot heißt, interessiert Ford immer weniger. „Aktion“, sagt er, „ist moralische Aktion.“ Und Sprache. Schon in „Unabhängigkeitstag“ gibt es lang gedehnte Erzählmotive, in denen nichts geschieht, außer daß sie in ungeheurer dicht verwobenen Reflexionen den Weg des Denkens des Ich-Erzählers Frank Bascombe beschreiben. Und in den Geschichten, die Ford in letzter Zeit in Amerika veröffentlicht hat, spielen Ereignisse eines äußeren Geschehens oft kaum noch eine Rolle. „Der Grundstein jedes Buchs ist ein Satz. Ich bin nicht gleichgültig gegenüber der großen Linie, ich habe immer eine Struktur und denke über die größeren Bewegungen nach. Aber wenn ich einen guten Satz schreibe und ihn neben einen anderen guten Satz stelle, merke ich: Das ist es, was ich am besten kann. Das liegt weit unterhalb eines Plots, wo man etwas hier erwähnt und dort wiederaufgreift, wo ein Problem in Kapitel eins in Kapitel drei gelöst wird, wo man Punkte hier und da setzt, die sich dort und da drüben wiederfinden – daran gibt es natürlich gar nichts auszusetzen, aber mein Interesse ist ein anderes.“ Es ist ein Teil der Kunst von Ford, der alles, was man wissen muß, manchmal schon im allerersten Satz sagt, daß sein Erzählen die Leser weder mit Tricks noch mit Suspense zu ködern sucht.

Wie Ford zu den Geschichten findet, die er erzählt, ist kaum geheimnisvoller als bei anderen Autoren. Überall in seinem Haus liegen Notizbücher, er schreibt auf, was ihm einfällt, was er erlebt, was ihm erzählt wird, sofern es auch nur ein leises Summen auslöst. Was dann kommt, ist harte Arbeit an der Erfindung. Ford hat sie einmal „eine Art von beiläufiger Magie“ genannt, „die nicht hinreichend erklärt werden kann in der Art, wie zum Beispiel die Ankunft eines Zuges in Des Moines entlang des Schienenstrangs, der Weichen, Anschlußgleise und Tunnel den ganzen Weg nach Paducah zurückverfolgt werden kann, wo er losfuhr“.

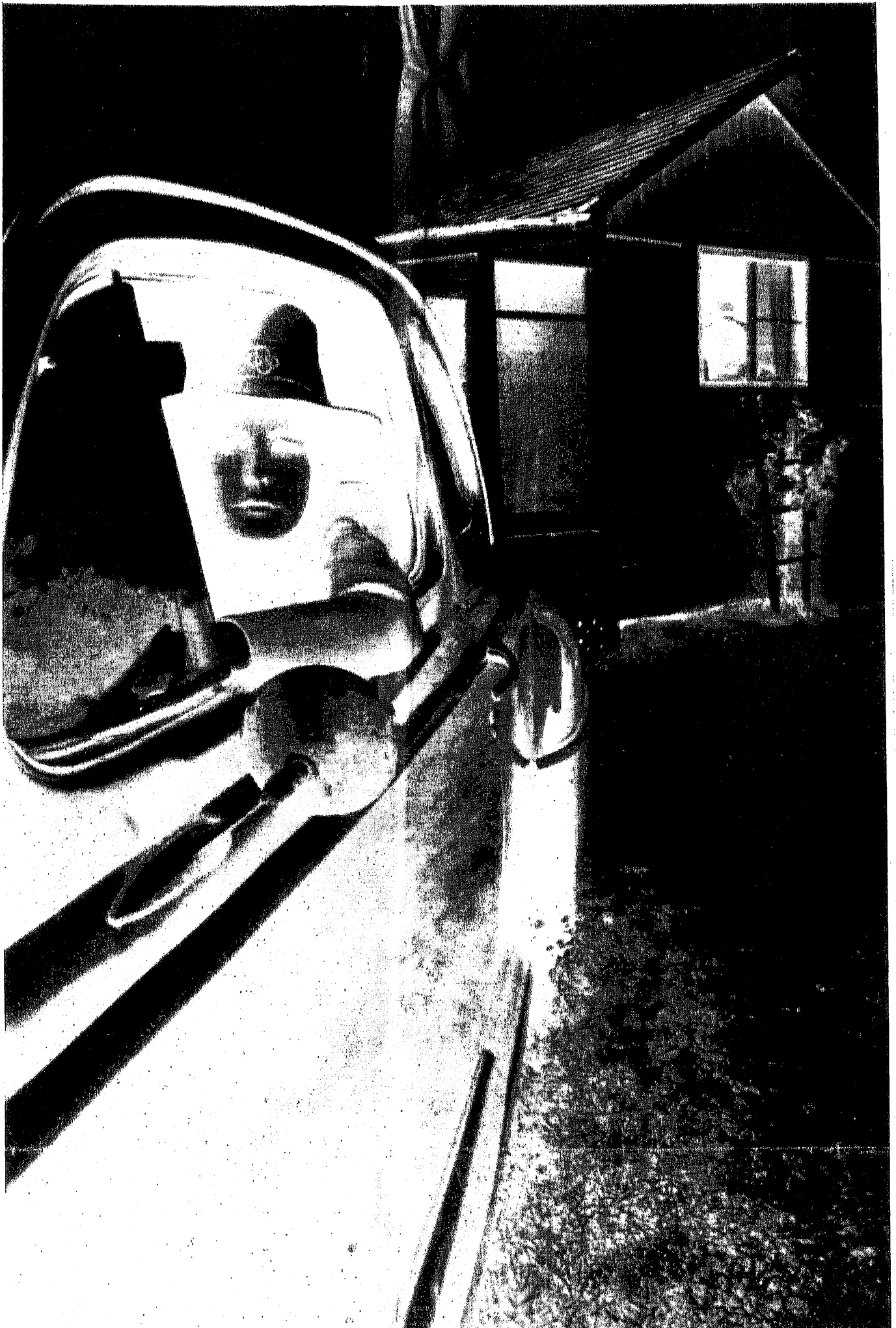
Die Konsequenzen des Nichtgesagten

Für das Verständnis von Literatur seien solche Untersuchungen unbrauchbar, „denn sie beginnen mit der Existenz von Des Moines und halten sie für selbstverständlich, während Des Moines für den Schriftsteller nicht nur eine Stadt ist, sondern ein Wort, das nicht allein gefunden, sondern aus dem Nichts heraufbeschworen werden muß. Tatsächlich mag das Wort am Anfang gar nicht Des Moines gewesen sein – vielleicht war es Abilene oder Charin Fall –, aber es wurde zu Des Moines, weil der Autor Abilene wieder vergessen

hatte, oder weil Des Moines den schönen Diphthong mitbringt und auf dem Papier nett und ein bißchen französisch aussieht, während Abilene diese drei groben Silben hat und es außerdem einen dämlichen Country-Song darüber gibt . . . Das heißt, man kann die wirklichen Spuren nicht zurückverfolgen, weil sie nur in jener düsteren, stillen, aber produktiven interstellaren Nacht existieren, wo Impulse, freie Assoziation, Instinkt und Irrtum regieren.“ Wer also nach einem autobiographischen Ausgangspunkt in Fords Büchern fahndet, reist besser nicht per Bahn.

Von Fords Haus führt ein Weg durch einen Wald und an einem See vorbei, der direkt hinter dem Meer liegt, zu einem kleinen Hafen, wo die Hummerfischer ihre Boote reparieren und ihre Fangkäfige säubern. Man kann sich vorstellen, daß Geschichten wie „The Perfect Storm“ hier geschrieben werden, nicht nur, weil der Schauplatz der Katastrophe tatsächlich nicht weit entfernt liegt, sondern weil die Atmosphäre so nahrhaft scheint für Geschichten von Männermut und Entschlossenheit, der Sehnsucht und der Verlorenheit angesichts des weiten Horizonts. Richard Ford schreibt solche Geschichten nicht. Im Schicksal seiner Figuren zeigt er, welche Folgen moralische Entscheidungen haben, die für unser eigenes Leben vielleicht zu klein oder auch zu groß sind, als daß wir sie ohne seine Geschichten besonders wichtig genommen hätten; in denen auch das, was nicht gesagt wird, Konsequenzen hat; und in denen wir etwas über Gefühle erfahren, die nicht die sind, die man erwarten könnte. Darüber zum Beispiel, was ein Heranwachsender empfindet, dessen Mutter mit einem fremden Mann schläft, die Familie verläßt und nach Jahren zurückkommt in ihr altes Leben, aus dem etwas Wichtiges verschwunden ist und das trotzdem das einzige ist, das einen Sinn ergibt: „Sie lebten zusammen und allein, das war ihr Leben“, heißt es am Schluß von „Wildlife – Wild leben“ (1990, deutsch 1991), einem der schönsten Bücher von Ford. „Obwohl der Himmel weiß, daß es noch sehr viel gibt, wovon ich – ihr einziger Sohn – nicht behaupten kann, daß ich es ganz verstehe.“

Häufig bleiben seine Geschichten und Romane offen. Er vermeidet künstliche Schlußakkorde, weil sie dem Leben gegenüber unwahr klingen und in ihnen die Form gegenüber der Erfahrung die Oberhand behält. Über das Buch eines Kollegen schrieb er einmal, es lade den Leser ein, „das Leben so zu leben, als käme es darauf an, was wir tun, weil weniger hieße, alles aufs Spiel zu setzen“. Für Ford gilt das auch. Es sind nicht die Weite der Prärie und nicht das Versprechen auf einen Neuanfang, die in seinen Büchern von der Freiheit künden, wie es die Vorstellungen über die amerikanische Literatur gern behaupten. Frei sind seine Geschichten vielmehr in ihrem Ernst und ihrer Großzügigkeit.



Würde man Richard Fords Roman „Wildlife – Wild leben“ verfilmen: Dies rätselhafte Foto eines anonymen Fotografen aus dem Jahr 1955 finge die Atmosphäre des Buches ein und könnte das Vorbild für eine Szene abgeben.

Foto © Thomas Walther Collection

Für ein paar Quadratmeter sicheren Grund

Richard Fords amerikanisches Sittenbild „Unabhängigkeitstag“

RICHARD FORD: *Unabhängigkeitstag. Roman. Aus dem Amerikanischen von Fredeke Arnim. Berlin Verlag, Berlin 1995. 590 Seiten, 48 Mark.*

Viel Zeit ist vergangen, seit Frank Bascombe, Ich-Erzähler in Richard Fords Roman *Der Sportreporter* (1986, dt. 1989), mitunter ein wenig geschwätzig sein Leben vor uns ausgebreitet hat; man konnte ihm damals interessiert, aber nicht wirklich enthusiastisch zuhören. Nun treffen wir ihn wieder in Fords neuem Roman, *Unabhängigkeitstag (Independence Day)*, und beiden, Autor wie Hauptfigur, haben die Jahre nicht geschadet. Wenn *Der Sportreporter* neben einigen bezwingenden Passagen auch viel weiches Gewebe aufwies, so hat Ford mit *Unabhängigkeitstag* einen durchgängig konzentrierten, ganz unaufdringlichen und dennoch, man merkt es erst nach einer Weile, sehr anregenden Roman geschrieben. Er umspannt die Ereignisse eines Unabhängigkeits-Weekendes; ein amerikanisches Sittenbild in vier Tagen und auf sechshundert Seiten – keine Seite zuviel. Und von Fredeke Arnim in eine gute deutsche Fassung gebracht.

Der Immobilienmakler

Frank Bascombe ist nun Mitte vierzig, und in vielerlei Hinsicht sind die Jahre zwischen den Romanen nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Da ist die Erkenntnis, daß „nichts jemals ganz richtig paßt“ im Leben, der er mit dem Programm begegnet, „einen großen Teil dessen, was mir nicht gefällt oder mir beunruhigend oder verwirrend vorkommt, einfach zu ignorieren und zuzusehen, wie es sich für gewöhnlich von selbst erledigt“. Mit grundsätzlichem Wohlwollen hebt er all das auf, betrachtet und wertet es, was ihm vor die Füße gespült wird.

Ann, seine Ex-Frau, lebt inzwischen in Connecticut, mit einem neuen Mann und den beiden Kindern aus erster Ehe, in luxuriösen Verhältnissen. Schon im *Sportreporter* lebten die beiden getrennt, wenn auch nicht geschieden, und im selben Ort, einem reichen Vorort, Haddam, in New Jersey. Getrennt also, aber alles schien jederzeit umkehrbar und mußte deshalb niemals umgekehrt werden; hätte er gewußt, daß Ann diesen Architekten heiratet und wegzieht, so hätte er um sie gekämpft, sagt Frank und fügt an, daß er das zumindest vielleicht getan hätte. Frank ist in das Ex-Haus seiner Ex-Frau gezogen und arbeitet in Haddam als Immobilienmakler. Er pflegt ein paar gut nachbarschaftliche Beziehungen, steckt in einer nicht unproblematischen Beziehung zu seiner Freundin Sally, telephonierte ab und zu mit Ann, sorgt sich um seinen Sohn, der gerade pubertiert und auf falsche Gleise zu geraten droht, und findet in seiner Arbeit hinreichend Befriedigung.

Frank Bascombe ist nicht ohne Ideale, und der Stizismus, mit dem er einen schnellen Schritt nach vorne macht, um Probleme hinter sich, sozusagen ungesche-

hen und ungeschehen zu Boden fallen zu lassen, ist sein Weg, an diesen Idealen festzuhalten. Die Freude etwa daran, zwei kleine Häuser gekauft und als philanthropischer Vermieter (niedrige Miete, prompte Reparaturen) dem Gemeinwohl seiner Stadt dienen und ein paar jungen Leuten ein sorgenfreies Heim bieten zu können, wird kaum durch die Tatsache getrübt, daß eines der beiden Häuser leersteht und die Mieter des anderen ihm mit Verachtung begegnen. Die Idee ist wertvoller als die Wirklichkeit. Die Idee zeigt ihn, wie er einmal wöchentlich durch seine Straße fährt, wo Leute freundlich grüßen und Kinder ihr Spiel unterbrechen, um ihm zuzuwinken.

„Man sollte nicht zulassen, daß man in Situationen gerät, die einen nicht glücklich machen“, sagt Frank Bascombe seinem Sohn an diesem Wochenende. Nach einem mißglückten Freitagabend in Sallys Haus, der zu einem verfrühten Aufbruch geführt hat, sind Frank und Paul unterwegs; die Straßen sind überfüllt, jeder ist unterwegs an diesem Wochenende vor dem 4. Juli, als ließen sich die Versprechen der Unabhängigkeitserklärung in nationalen Gedenkstätten einlösen. Frank und Paul reisen die amerikanischen Mythen ab, von der Basketball Hall of Fame nach Cooperstown, wo sie im Wildtöter-Hotel absteigen, danach die Baseball Hall of Fame; auf dem Rücksitz des Wagens liegen – für Paul als Lektüre gedacht – ein Exemplar der *Unabhängigkeitserklärung* und ein Bändchen mit Emersons Essay *Selbstvertrauen*. Die Diskrepanz zwischen Emersons Forderung, jederzeit die „krude Wahrheit“ auszusprechen, und Franks behendeschweigender Problembewältigung oder zwischen Emersons Elogen an die „gottesähnliche Unabhängigkeit der Jugend“ und Pauls verkniffener Ungelenkigkeit ist offensichtlich, wird aber von Ford nicht ausgespielt: das ist eines der Merkmale, die diesen Roman so außerordentlich sympathisch machen.

Glück durch Eigentum

Tatsächlich führt in diesem Roman ein Geflecht von Begriffen, die von der Theorie eines idealen amerikanischen Staates sprechen, ein stilles Gegenleben. Der gesamte Emerson-Essay läßt sich in dieser Weise gegenlesen. Und in der *Unabhängigkeitserklärung*, die Paul trotzig auf den Rücksitz verbannt, ist das „Streben nach Glück“ neben „Leben“ und „Freiheit“ als drittes amerikanisches Grundrecht definiert – Jeffersons überraschender Eingriff in John Lockes Dreieitigkeit von „Leben“, Freiheit und *Eigentum*. Streben nach Glück anstelle von Eigentum: Für Frank Bascombe, den Immobilienmakler, keine sich ausschließenden Begriffe, sondern kombiniert sein bestes Verkaufsargument.

Im ersten Drittel des Romans, am Freitag, zeigt Frank den Markhams ein Haus. Die Markhams sind ein unangenehmes Paar; nach einer Phase der Selbstverwirklichung in Vermont suchen sie seit Monaten in New Jersey nach einem

Haus, um dort im geordneten Mittelstand zur Ruhe zu kommen; sie kurz hinter ihren besten Jahren, er ein kleiner, ungehobelter Mann, der seine Körperfülle in enge Sporthöschen zwängt. Ihr Problem liegt darin, wie Frank feststellt, daß sie einerseits keine Kompromisse eingehen wollen, was ihr Ideal (von einem Haus) betrifft, daß sie sich aber andererseits ihr Ideal nicht leisten können – eine Beobachtung, die von der Unabhängigkeitserklärung über Emerson bis hin in Franks Realität einen schönen Bogen spannt.

Franks Verkaufsstrategie ist es, den potentiellen Käufern einen Zusammenhang zwischen Eigentum und Glück zu suggerieren: als könnte ein Haus, stellvertretend für Staat oder Gesellschaft, Geborgenheit garantieren und ein paar Quadratmeter sicheren Grund, auf dem das Selbstvertrauen ruht. Schnelle Kaufentscheidungen, so Frank, sind wichtig in diesem Geschäft; sie vermitteln den angenehmen Eindruck, „daß die Welt mehr oder weniger so ist, wie wir sie uns im besten Fall vorstellen“.

Mythen im Alltag

Wie überall in diesem Roman spricht Frank nicht darüber, wie sich diese Welt verändern ließe (er hat nichts von dem Optimismus Emersons, auch sonst nichts von ihm, aber er glaubt an ihn), sondern wie sie am besten wahrzunehmen ist. Mythen, erklärt der Pragmatiker Bascombe seinem Sohn und spricht dabei in einem Atemzug von der Unabhängigkeitserklärung und von Baseball, Mythen sind „wie eine Kurzversion, die die Leute davon abhält, sich in unbedeutenden Einzelheiten zu verlieren und den tieferen Sinn nicht mitzukriegen“. Und während er das sagt, ist ihm klar, daß dieser tiefere Sinn oft nur in den Mythen, nicht aber in der Wirklichkeit vorhanden ist. Aber in den meisten Fällen ist das schon genug.

So vergeht das Wochenende, an dem nicht nur einiges geschieht, an dem auch und vor allem gesprochen wird. Von Raststätten und Hotels aus geführte Telefongespräche: mit Sally, mit der Frank Quadratmeter für Quadratmeter erneutes gemeinsames Terrain schafft; mit den Markhams, die außerhalb Haddams in einem heruntergekommenen Hotel sitzen und an ihrem Leben verzweifeln; mit Ann, vor und nach der Fahrt mit Paul, wo es neben Paul auch um gemeinsames Terrain geht, Ex-Terrain und neues. Dann Unterhaltungen mit Zufallsbekanntschaften, einem Truck-Fahrer vor dem Motel, einer zeitweise attraktiven Köchin im Wildtöter-Hotel, dem fast vergessenen Halbbruder, den Frank in Cooperstown zufällig wieder sieht.

Die Gespräche haben mit den Ereignissen gemein, daß sie auf statischen, höchstens in Kreisbewegungen gefangenen Details ruhen: Alltäglichkeiten. Und dennoch ist dieser Roman – das ist Richard Fords Meisterleistung – im höchsten Maße dynamisch. Wie gesagt: Keine Seite zuviel.

SUSANNE M. ROTH

Der Hochseilakt der Normalität

Wiedersehen mit dem „Sportreporter“: Richard Fords Roman „Unabhängigkeitstag“

Von Peter Körte

Wenn nach fast sechs Jahren ein alter Bekannter vor der Tür steht, sind die Gefühle gemischt. Vor allem, wenn er längst verschwunden schien in den Regalen der Erinnerung und man sich nicht weiter um seinen Verbleib gekümmert hat. Frank Bascombes Rollenprosa fand in uns vor sechs Jahren geduldige Leser. Ein Veteran des modernen Lebens sprach da, erprobt in den Scharmützeln von Scheidung, Sinnkrise und Existenzangst. *Der Sportreporter* — so hatte Richard Ford seinen Roman genannt — ist älter geworden, ein Mittvierziger, aber kein Sportreporter mehr. Noch immer lebt er in Haddam, New Jersey, der Provinz in Reinkultur, und noch immer gilt, was er damals sagte: „Meine eigene Lebensgeschichte sehe ich wie eine Postkarte: mit wechselnden Szenen auf der einen, aber ohne besondere oder denkwürdige Botschaften auf der anderen Seite.“

Schon damals war er allerdings sehr weitschweifig für einen, der sich mit dem Gestern nicht plagen und im Heute nur die sonnigen Seiten sehen wollte. „Ich werde wohl immer die Angst haben, daß, was immer gerade ist, alles ist“, so entfuhr es dem Propheten des normalen Lebens, das er um so inniger beschwor, desto weniger es ihm gelang. Ein Positivist, dem die schlichte Faktizität unerträglich war — und ist: „eine Leere, etwas, was fehlte“, heißt es heute.

Heute, das ist für Bascombe und den Roman *Unabhängigkeitstag* das Jahr 1988. Frank ist Makler, der Journalismus und erst recht die Literatur liegen weit hinter ihm, und während wir ihn aus den Augen verloren, hat er die Jobs gewechselt wie die Hemden. Er war in Florida — das haben wir noch mitbekommen —, in Frankreich (wie Fords *Frauenheld*) mit einer jüngeren Frau, er hat Blinden *Dr. Schiwago* vorgelesen und einen „Kurs zur Bedienung schwerer Baumaschinen“ belegt. Er war Inspekteur im Hotelgewerbe und hat zu guter Letzt einen Makler-Kurs absolviert. Ann, seine Ex-Frau, hat wieder geheiratet, und immerhin erfahren wir nun ihren Namen. Dem *Sportreporter* war sie nur „X“.

Frank hat dazu noch die eine oder andere Transaktion getätigt. Er hat das gemeinsame eheliche Haus verkauft und ist in das Haus eingezogen, in dem Ann nach der Scheidung wohnte(!); er besitzt zwei weitere Häuser und einen Stand für Hot Dogs und Rootbeer. Er verfügt über die durchschnittlichen Vorurteile, ist ein lauer Liberaler und Wähler der Demokraten. Lauwarm ist auch seine Beziehung zu Sally, die ihm vorhält, er sei glatt und

wolle sich nicht festlegen. „Aber jedem halbwegs Vernünftigen wird mein Leben mehr oder weniger normal vorkommen.“ Würde er sich bloß nicht immer wieder geradezu manisch seine Wiedervereinigung mit Ann ausmalen, wären wir sogar bereit, ihm zu glauben.

Doch in den vier Tagen, die der Roman umfaßt, verspielt Frank alle Glaubwürdigkeit. Der mythische Tag, der *Unabhängigkeitstag*, der dem Buch seinen Titel gibt, füllt dabei nur das letzte, knappe Kapitel, kaum mehr als zehn Prozent. Bevor er den Feiertag erreicht, der einen so zurückläßt, „wie er uns vorgefunden hat: frei“, macht Frank mit seinem Sohn Paul, der bei der Mutter lebt, einen Ausflug. Paul ist 15 und ein wild pubertierendes Problemkind. Er bellt mitunter und würde wegen Kondomdiebstahls kurz festgenommen. Mit Emersons *Selbstvertrauen* und der *Unabhängigkeitserklärung* bewaffnet, will Frank der gestörten Sohnesseele aufhelfen. Doch schon bald merkt er überrascht: „Auch habe ich von Paul schon jetzt die Nase voll.“ Ein Baseball fliegt Paul ins Auge, Ann fliegt ein, und Frank fährt heim, seltsam unbewegt, als wäre er die ganze Zeit nur ein Zaungast gewesen, ein Lokalreporter des normalen Lebens. Ob er Sally liebt, weiß er natürlich nicht, doch er ist „mit der Zufriedenheit erfüllt, hier sein zu dürfen. In Haddam“.

Noch immer besitzt Bascombe die Beobachtungsgabe des Reporters, dem bloß die Reflexion stets ein wenig verrutscht. Die großartigsten Passagen des Romans liegen in den minutiösen Alltagsbeschreibungen, wo im Einerlei jäh die Verlorenheit aufreißt. Man muß Bascombe gesehen haben, wie er nachts im Ferienverkehr in einer Raststätte steht, den Anrufbeantworter per Fernabfrage abhört, mit Ann telefoniert, abwesend die Blicke schweifen läßt und das, was er sieht mit kleinen Zynismen für sich kommentiert, um auf einmal einen Satz in den Hörer zu sprechen, der einem wie ein Schrei in den Ohren gellt: „Sag mir irgendwas, was die Wahrheit ist.“

In solchen Momenten spürt man die Prägung und Kraft von Fords Prosa, die den 51jährigen zur Galionsfigur des klassischen amerikanischen Erzählens machen. Ford ist längst „a league of his own“ wie ein Philip Roth, Don DeLillo, Cormac McCarthy oder Thomas Pynchon. Nie bevormundet er seine Figuren, und aus ein paar Sätzen und Details entwirft er so traumwandlerisch sicher eine ganze Welt, daß man sich als Leser mittendrin wähnt. Mitunter, in kleinen Eruptionen von Resentiments und Gehässigkeiten, in leicht zotigen Bemerkungen, redet Bascombe zwar, als sei er gerade einem Roman von John Updike entlaufen. Doch die aus puritanischen Verdrückungen erzeugte Lust, das genüßliche Suhlen im Middle-Class-Alltag, ist Fords Helden zutiefst fremd.

Sicher, Bascombes enorme Mittelsamkeit führt dazu, daß der Roman sich bisweilen etwas träge dahinwälzt, doch das notorische Gequengel über die Länge ist albern. Figuren wie Bascombe brauchen die Redundanz, die immer neuen Anläufe und Selbstverfehlungen. Nur aus den Details, den Banalitäten, kristallisiert sich die Figur, wenn sie nicht bloß behauptet, sondern im Erzählen lebendig werden soll. Genau wie Fords kleinere Arbeiten der letzten Jahre, die Novellen *Eifersüchtig* und *Der Frauenheld*, ihr besonderes Timing, ihren Rhythmus besaßen, so hat

auch *Independence Day* seine eigene Zeitrechnung, die sich nach der Wahrnehmung des Ich-Erzählers richtet.

Bascombe erläutert uns mit seinem Lieblingswort, in welcher Epoche er sich sieht. Er lebe in der „Existenzperiode“, „abzuwarten, was passiert“, „Durchhalten, Vergessen, gesunder Menschenverstand, Einsteckenkönnen und Humor“. Ein grauenhafter Katechismus, profane Exerzitien der Unempfindlichkeit. Doch Bascombe glaubt ans dürre Interim als Ordnungsprinzip, und weil er daran glaubt, wird es wahr. Diese Macht der Einbildung über die sogenannten Realitäten hat Ford wunderbar inszeniert. Zwischen dem, was Frank über sich selbst sagt, und dem, was er ist, weitet sich die

Kluft, und die Bewegung des Romans besteht in nichts anderem als der behutsamen Korrektur des Selbstbilds durch das Fremdbild: dieses schimmert hartnäckig durch jenes durch wie in einer zu dünnen Übermalung.

Natürlich ist Frank auch immer noch der Mann der leicht veredelten Kalenderweisheiten. Traurige Wahrheiten verkauft er abgeklärt, doch er wirkt dabei eher wie der Makler, der weiß, daß bei Regen Wasser im Keller steht und die künftige Ortsumgebung gleich hinterm Haus vorbeiführen wird. Er ist der rastlose Selbstbeschwichtiger geblieben, der die Wünsche und Sehnsüchte mannhaft niederringt: „Das Beste ist nicht mehr zu haben.“ Und dennoch, auch nicht überraschend, keimt in ihm die Hoffnung auf die „Permanenzperiode“, die mehr wäre als „eine bloße Simulation von Leben“ — freilich nur, um zwei Seiten später angesichts des alten ehelichen Hauses von „einem überraschenden stechenden Schmerz“ überfallen zu werden.

Bascombes Wille zu Einverständnis und Harmonie ist so porös wie ein Sieb. Durch jede Öffnung sickert der Zweifel. Es ist eine stille, ihm selbst nicht bewußte Verzweiflung, die ihn immer wieder straucheln läßt. Er macht dabei eine durchaus komische Figur: mit beiden Armen ruderdnd, hin- und herschwankend, mit grotesken Bewegungen um sein Gleichgewicht ringend. Man hält immer wieder besorgt die Luft an, bis man auf einmal begriffen hat, daß er gar nicht ernstlich in Gefahr schwebt. Was wir als letztes von ihm sehen, bevor wir ihn im Gedränge der Fourth-of-July-Parade wieder aus den Augen verlieren, ist Bascombes typische Fortbewegungsart: der „Hochseilakt der Normalität“.

Richard Ford: *Unabhängigkeitstag*. Roman. Aus dem Amerikanischen von Fredeke Arnim. Berlin Verlag, Berlin 1995, 592 Seiten, 48 DM.

FR, Literatus - Rundschau
11.10.95

Wenn Menschen ihre Wurzeln verlieren

Ein amerikanischer

Roman erster Güte:

„Unabhängigkeitstag“

Unbegrenzt sind die Möglichkeiten in den USA längst nicht mehr. Schwer wiegen wirtschaftliche und soziale Probleme, und das nicht nur dann, wenn das schwelende Rassenproblem wieder ein Ventil gefunden hat. Auch der Mittelstand ächzt unter der Wirtschaftslage, die manchen an den Rand der Gesellschaft zu manövrieren droht. Genau darum, um den sogenannten Durchschnittsamerikaner mit seinen Sorgen, Nöten und Hoffnungen, geht es in Richard Fords brilliantem Roman „Unabhängigkeitstag“.

Frank Bascombe ist 44 Jahre alt, geschieden und Immobilienmakler. Diesen Job hatte er nicht immer, aber nach seiner Scheidung hängte er seinen Beruf als Sportreporter an den Nagel, ließ sich in Europa einige Monate lang einen anderen Wind um die Nase wehen und steuerte schließlich eine neue Existenz an. In die Staaten zurückgekehrt, ließ er sich in der Kleinstadt Haddam, New Jersey, nieder, dort, wo er auch mit seiner Frau Ann und den beiden Kindern Paul und Clarissa gelebt hatte.

Ann ist wieder verheiratet und lebt mit ihrem zweiten Mann, Charlie, und den Kindern in Deep River in Connecticut. Von daher sieht Frank Bascombe Clarissa und Paul nur selten, aber nun steht ein Wochenende mit dem schwierigen 15jährigen Paul bevor, das Wochenende des 4. Juli 1988, an dem Vater und Sohn die Ruhmeshallen des Basketball und des Baseball besuchen wollen. Und vielleicht auch einige Probleme Pauls, wie Frank Bascombe hofft, lösen können.

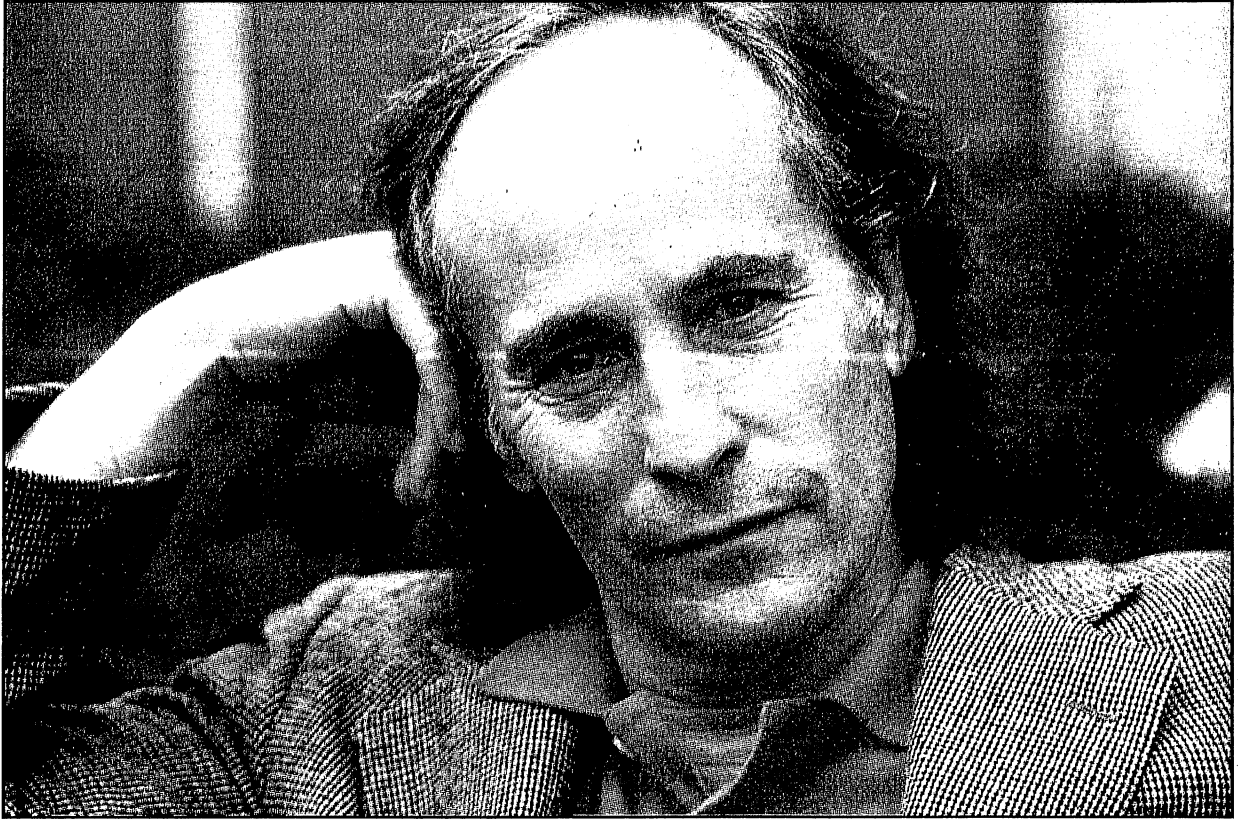
Doch bevor Frank aufbricht, um seinen Sohn abzuholen, muß er sich noch um Joe und Phyllis Markham kümmern, ein Ehepaar aus Vermont, das auf der Suche nach einem Haus in New Jersey ist. Ganz freiwillig scheint dieser Umzug nicht zu sein, vielmehr geboren aus einer wirtschaftli-

chen Notlage, die die Veränderung erforderlich macht.

Gepeinigt von den Ängsten, die Entwurzelung mit sich bringt, gebärden sich die Markhams nörglerisch und kapriziös bis zur Grenze des Erträglichen - aber eben doch verständlich und vielleicht charakteristisch für Menschen auf der Suche nach einer neuen Orientierung. Ein Phänomen, mit dem Frank Bascombe als Immobilienmakler zwangsweise konfrontiert ist. Insofern hätte sich Richard Ford für seine Hauptperson kaum einen besseren Beruf ausdenken können.

Doch auch Frank Bascombe leidet unter dem Gefühl der Entwurzelung. Zwar geht es ihm wirtschaftlich gut, auch erkennt er nüchtern analysierend die Wechselbäder, die die Markhams durchmachen, aber auch er kommt von seinem alten Leben mit Ann und den Kindern nicht los. Und so sehr er die Notwendigkeit der Veränderung im allgemeinen anerkennt, so wenig hat er sie für sich gewünscht. Um dennoch ganz gut leben zu können, hat er einen sehr nüchter-





Zeigt in seinem erstklassigen Roman die Grenzen der Unabhängigkeit auf: Richard Ford (52).

nen Blick auf das Leben entwickelt. Er nennt das die „Existenzperiode“, deren hervorstechendes Merkmal das Unspektakuläre ist. Es gibt kaum Tiefen, aber auch kaum Höhen, und wenn Frank zu seiner Freundin Sally sagt, daß er die Liebe wohl verlernt habe, wird deutlich, welchen Preis er zahlt. „Anders ausgedrückt: vergiß es. Das Beste ist nicht mehr zu haben.“

Das Beste scheint auch bereits für seinen Sohn Paul eine unvorstellbare Größe zu sein. Der Junge ist schwierig, und die Fahrt zu den Halls of Fame gestaltet sich anstrengend. Franks Idee, mit seinem Sohn über die Unabhängigkeitserklärung und über Schriften des Philosophen Ralph Waldo Emerson zu sprechen, erweisen sich als einigermaßen unmöglich. Dabei ist Frank kein Vater, der seinen Sohn zwangsbelehren würde, vielmehr hofft er, Paul bei dessen Orientierung im Leben behilflich sein zu können. Doch der Ausflug endet nicht nur enttäuschend, sondern mit einem Unfall.

Richard Ford läßt seinen Roman an nur vier Tagen spielen, den ersten Tagen im Juli des Jahres 1988. Dabei schildert er nicht nur ein persönliches Schicksal, dem der Leser mit Interesse und mit Sympathie folgt, sondern er entwirft auch ein Kaleidoskop des amerikanischen Mittelstandes. Insgesamt ein Roman über die Existenz in der modernen Gesellschaft, der so ähnlich auch anderswo stattfinden könnte. Und eine Geschichte, die schließlich trotz allem versöhnlich und hoffnungsvoll endet.

Daß dieses Buch für den eigentlichen Plot mit nur vier Tagen auskommt und in Erinnerungen und Gedanken soviel transportiert, ohne je auch nur im Ansatz zu langweilen, macht die erzählerische Kraft des Schriftstellers Richard Ford deutlich, der nicht nur etwas zu sagen hat, sondern auch pointiert und anschaulich zu formulieren vermag.

BIRGIT WARNHOLD

■ Richard Ford: „Unabhängigkeitstag“. Roman. Aus dem Amerikanischen von Fredeke Arnim. Berlin Verlag. 589 Seiten, 48 DM.

Auch für den Angsthäsen wehen die Fahnen

Bürger sollt ihr sein: Richard Fords großer Roman über die Mittelklasse / Von Paul Ingendaay

Jetzt, wo er da ist, fragt man sich, warum dieser Roman nicht schon früher geschrieben wurde. Und sei es nur, um den Ruf nach dem „großen amerikanischen Roman“, der von Literaturkritikern jenseits des Atlantiks in regelmäßigen Abständen zu hören ist, für eine Weile verstummen zu lassen.

Richard Fords „Unabhängigkeitstag“ ist auf programmatische Weise amerikanisch, nicht nur durch das stille Pathos des Titels und den beruhigenden Klang des Namens Ford. Das Buch hat mit knapp sechshundert Seiten auch die erforderlichen Abmessungen. Und es bringt in seinem opulenten Breitwandformat viele Motive des amerikanischen Alltagslebens unter, von denen man sich (übrigens auch in Europa) gerne etwas erzählen läßt: lange Autoreisen, einen weit gewölbten Himmel, einsame Stimmen aus dem Anrufbeantworter, die Sorge ums Eigenheim, dazu belläufige Gespräche über die Führnisse des Lebens und zur Nacht das einladende Neon eines unerwartet auftauchenden Motels (wo leider ein Mord geschehen ist, aber die Polizei hat den Tatort abgesperrt und nimmt bereits die Daten auf). Was immer dann noch kommen mag, Parkplätze sind in ausreichender Zahl vorhanden.

Fords Hauptfigur und Ich-Erzähler, der vierundvierzigjährige Frank Bascombe, ist kein Unbekannter; wir kennen ihn bereits aus dem Roman „Der Sportreporter“ (deutsch 1989), wo er nach dem unglücklichen Tod seines Sohnes und einer gescheiterten Ehe sympathisch, wortreich, aber merk würdig unscharf über sein Schicksal räsoniert. Die Liebesverhältnisse, durch die er dann schlittert, sind immer etwas zu kompliziert, um ihn über den Verlust der Ehefrau hinwegzutrusten. Ein deutscher Rezensent schrieb seinerzeit über dieses Buch, Bascombe sei einer von uns – „einer von uns halbreichen, halbgebildeten, sehnsuchtsvollen und armseligen Menschen“. Nun ja.

Der neue Roman, für den man den Vorgänger nicht kennen muß, ist viel präziser geschrieben und deutlich besser übersetzt. Er spielt im Jahr 1988, wenige Monate bevor der Kandidat Dukakis gegen den Kandidaten Bush antritt. Der flau Zweikampf ist zwar auch längst historisch, aber es verdient festgehalten zu werden, daß Ford in „Unabhängigkeitstag“ zum erstenmal so etwas wie eine glaubhafte gesellschaftspolitische Atmosphäre gelingt.

Frank Bascombe, in mittleren Jahren, nun ein widerstrebender Dukakis-Demokrat, hat das Schreiben für Sportmagazine aufgegeben und betätigt sich als Immobilienmakler. Noch immer gehört er zu denen, die sich Emotionen leisten, ohne Gefühle zu zeigen. In Haddam/New Jersey, einer insgesamt sauberen Bürgerwelt, ist er vorläufig festgewachsen: Aus Sentimentalität zieht er sogar umgehend in das Haus, das seine Ex-Frau räumt, als sie ein zweites Mal heiratet (nämlich einen Architekten mit Bauch und Villa in Connecticut). Natürlich bringt ihm das die Frau nicht zurück, und die gemeinsamen Kinder bekommt er nur zur verabredeten Besuchszeit zu Gesicht. Andererseits darf er sich unschuldig daran fühlen (es sei denn, geschiedene Eltern seien grundsätzlich an allem schuld), daß sein fünfzehnjähriger Sohn Paul im Kaufhaus eine Packung Kondome kauft und sich ein Gerichtsverfahren einhandelt.

Damit wird Paul zu einem jugendlichen Straftäter, nicht jedoch zu einem „jugendlichen Delinquenten“, wie Fredeke Armin treuherzig den *juvenile delinquent* des Originals übersetzt. Es gibt ein gutes Dutzend solcher harmlosen Anglizismen – „Bandage“ (*bandage*), wo der Verband gemeint ist, „Chance“ (*chance*), wo es Gelegenheit heißen müßte, und schließlich auch einen meiner Favoriten: „Gut für dich“ (*good for you*). Nachdem die Erbsenzählerei erledigt ist, muß aber festgehalten werden, daß die Übersetzung dem Ton, den weit ausladenden Sätzen und auch den stilistischen Manierismen Fords über die gesamte Romanstrecke gewachsen ist. An vielen Stellen hat Fredeke Armin sich von der englischen Syntax gelöst und Entsprechungen gefunden, die dem Deutschen angemessen sind. Berühmend zu wissen, daß ein Autor, der in sechs Jahren durch drei Verlage gereicht

und von nicht weniger als fünf Übersetzern verzerrt wurde, endlich in den richtigen Händen liegt.

Wie bei manchem guten Roman ist der gedankliche Kern von *Independence Day* von bezwingender Schlichtheit. Es geht um den naiven, aber gewiß auch rührenden Glauben, Bewegung im Raum bedeute Veränderung in der Substanz. Nicht daß Bascombe diesem Glauben durchweg anhing; aber er sympathisiert doch mit ihm und ist immer bereit, es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Zum Beispiel glaubt er, es spreche für die Qualität einer Liebesbeziehung, wenn er, um seine Freundin Sally zu besuchen, ein paar Stunden Autofahrt in Kauf nehmen muß. Und er glaubt ferner, ein Wochenendausflug mit seinem Sohn zur Ruhmeshalle des Baseballsports könne diesen von einigen pubertären Angewohnheiten kurieren und vielleicht sogar ein neues Kapitel in der schwierigen Vater-Sohn-Beziehung einleiten.

Der geographischen und gesellschaftlichen Mobilität trauen die Amerikaner

Gültigkeit besitzt wie die Metapher „Autoreise“, bestreitet Ford fast die erste Hälfte des Romans. Für ihn leistet sie, was der Beruf des Handlungsreisenden für Arthur Miller geleistet hat – sie schafft den Bezugsrahmen, in dem sich die wesentlichen Existenzfragen aller Amerikaner abhandeln lassen: „Der Kauf eines Hauses wird zumindest zum Teil bestimmen, worüber sie sich in Zukunft Sorgen machen, was für tröstliche Ausblicke sie aus ihren Fenstern haben (oder nicht haben), wo sie sich erbittert streiten oder wo sie sich lieben, wo und unter welchen Bedingungen sie sich eingesperrt vorkommen oder vor allen Stürmen geschützt fühlen, wo die schwungvolleren Teile ihres Ichs, die sie irgendwann hinter sich lassen, begraben werden, wo sie vielleicht sterben oder krank werden...“

Wer die Handlung dieses dicken Buches zusammenfassen möchte, kommt bei näherer Betrachtung ein bißchen in Verlegenheit. Was hier, locker verteilt auf die Zeit zwischen dem 1. und dem 4. Juli 1988, an Aktion zu bestaunen ist, entspricht nämlich

einer Sackgasse stecken und die Zeichen auf Leerlauf deuten, muß man dergleichen nicht wissen. Draußen aber steht einer, Richard Ford, und lauscht dieser *oral history* der Mittelklasse, um sie einer späteren Zeit zu überliefern.

Ziemlich genau im geographischen Zentrum des Romans, in der Mitte des siebten von dreizehn Kapiteln, betritt Bascombe schließlich das Grundstück des Rivalen, bei dem seine Ex-Frau und seine Kinder jetzt leben; Er holt Paul zum Wochenendausflug ab. Trotz einiger ermutigender Gespräche in den nächsten vierundzwanzig Stunden versagt er hier jedoch am nachhaltigen; Nach einem Streit stellt sich Paul mutwillig in die Bahn einer Ballwurf-Maschine und wird von einem heranschließenden Baseball zu Boden gestreckt. Ein kleiner Vorfall, wie er jedem passieren kann; doch eine Tragödie für den, der an diesem Wochenende alles richtig machen wollte.

Aus solchen Vorkommnissen setzt sich bei Richard Ford das Leben zusammen, und aus nichts als solch alltäglichen Dingen



In der Wahl des Heimes erkennen die Amerikaner sich selbst, und auf die Bewässerung des Rasens wird manche Theorie gegründet. Das Foto von Bill Owens stammt aus einer Serie mit dem Titel „Suburbia“.

Foto Bill Owens/Straight Arrow Books

manches kleine Wunder zu. Ein Komödientendoff wird aus diesem Glauben dann, wenn man von der geographischen auch auf existentielle Mobilität schließt, wo doch nur der Highway leer und der Treibstoff billig ist. Heißt es nicht, daß der Himmel über dem Kopf des Reisenden sich wandle, der Reisende selbst sich jedoch nicht?

Von dem Glauben an Besserung durch Ortswechsel profitiert vor allem die Immobilienbranche, und insofern betreibt Bascombe den richtigen Beruf. Den unseligen Markhams (Joe und Phyllis), einem Paar aus Vermont, das die Probleme der nächsten zehn Ehejahre auf der Stirn geschrieben trägt und das sich nach zahllosen Besichtigungen noch immer nicht für ein Haus entscheiden kann, hat Bascombe eine seiner ewigen Berufswahrheiten anzubieten: „daß die Menschen nie die Häuser finden oder kaufen, die sie ihrer Aussage nach finden oder kaufen wollen. Die Marktwirtschaft, das habe ich gelernt, basiert nicht einmal entfernt auf der Prämisse, daß jemand das bekommt, was er will. Die Prämisse geht vielmehr dahin, daß einem etwas vorgestellt wird, was man eigentlich nicht wollte, was aber verfügbar ist, woraufhin man nachgibt und sich dann einredet, eine gute Entscheidung getroffen zu haben.“

Das klingt eher so, als kaufte das Haus den Bewohner und nicht umgekehrt. Zugleich aber spiegelt das Haus, wenn es einmal gekauft ist, auf subtile Weise die Erwartungen, die Gewissheiten oder Selbsttäuschungen seiner künftigen Bewohner. Mit der Metapher „Hauskauf“, die im amerikanischen Leben ähnlich universale

eher einer Novelle als einem ausgewachsenen Roman. Bisher lagen in der kürzeren Form ja auch Fords eigentliche Stärken, wie an der Erzählensammlung „Rock Springs“ (1989) sowie den schmalen Bänden „Wildlife“ (1991) und „Eifersüchtig“ (1995) zu beobachten war. Auffällig auch, daß Ford sich in der Beschreibung halbwichsiger Jungen am wohlsten zu fühlen schien; es dürfte die beschränkte Perspektive zwischen Ahnen und Noch-nicht-Wissen sein, die seiner Beobachtungsgabe und seiner Kunst des Ausparens entgegenkommt.

In „Unabhängigkeitstag“ hat Ford zu dem ersten Mal geschafft, die Stärken der Kurzform restlos in das epische Format einzupassen. Genauer, er hat sich eine Form zwischen *road novel* und Bewußtseinsroman gebaut, die nur aufzunehmen braucht, was Ford hineinunt will. Das Ergebnis ist ein formaler Triumph, ein zehnstündiger Eric Rohmer *à l'américaine*. Untergründig stellen die wunderbaren Gesprächsvariationen, aus denen der Roman besteht, immer dieselbe Frage: Wie führt man ein gelungenes Leben? Und warum geht es trotzdem daneben?

Auf der einen Seite steht dabei Bascombe, auf der anderen die ganze Welt: der Kunde, der ein Haus braucht, die Ex-Frau, die Freundin. Der Fernfahrer, den Bascombe vor dem Motel kennenlernt. Der Polizist, der mißbraucht seinen Wagen muß. Die Köchin, die ihm kein Abendessen mehr serviert. Sie alle geben etwas von ihren Meinungen, Ausflüchten und Hintergedanken preis. Schwer zu sagen, wer von zweien der Unglücklichere ist. Wenn sie in

nähren sich die bösen Träume seiner Figuren. Es gibt, was die Mühlen der Gewöhnlichkeit betrifft, namhafte Verwandte in der amerikanischen Literatur: hier einen Walker Percy, dort einen John Updike. Besonders dem letzteren, dessen besorgter Bürgersinn notorisch ist, würde der versöhnliche Ausklang gefallen, den Ford für seinen Roman gefunden hat. Auf den letzten dreißig Seiten feiern die Bürger von Haddam/New Jersey den Unabhängigkeitstag. Auch Frank Bascombe, wieder daheim, ist bei strahlendem Sonnenschein dabei. Hinter dem Rathaus und auf der Haddamer Festwiese ist schon einiges los. „Die Jugendorganisation der Stadt hat gerade ihr unendliches Volleyballspiel begonnen, das Krankenhaus prüft kostenlos den Blutdruck, der Lions Club und die Anonymen Alkoholiker schenken umsonst Kaffee aus... Außerdem haben sich die Kaufleute der Stadt zusammengesetzt, um an Holzkohlengrills fleischlose Magerburger zu verkaufen... Später soll es eine Hundeschau geben.“

Mag sein, daß Bascombe recht hat und ein Mann durch die Scheidung keinen Ballast abwirft, sondern nur neuen aufnimmt – „wie ein Frachter“. Aber es kann kein Zweifel bestehen, daß der Frachter, auch mit schwerer Ladung im Bauch, majestätisch durch dieses Gemeinwesen gleitet, begleitet vom Knattern der Fahnen.

Richard Ford: „Unabhängigkeitstag“. Roman. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Fredeke Armin. Berlin Verlag, Berlin 1995. 591 S., geb., 48,- DM.

Fortgesponnen und doch wieder nicht

DER
TAGESSPIEGEL

11. 10. 95

■ **Richard Ford:** Unabhängigkeitstag. Roman.
Aus dem Amerikanischen von Fredeke Arnim.
Berlin Verlag, Berlin 1995.
600 Seiten, 48 DM



Man muß ihn schon mögen, diesen „Sportreporter“: das Auf und Ab seiner psychischen Verfassung, seinen Spott und Zynismus, seine Romantizismen und Sehnsüchte. Nur wenige Figuren gibt es in der zeitgenössischen Literatur, deren Seelenleben so bis ins Innerste ausgeleuchtet wurde. 600 Seiten lang können wir uns mit ihm noch einmal im Roman „Unabhängigkeitstag“ beschäftigen, denn alle anderen Themen und Vorkommnisse ranken sich eigentlich nur um dieses ramponierte Ich – und das Zuschauen bei seinem Denken bereitet intellektuellen Spaß.

Frank Bascombe ist fünf Jahre älter geworden, immer noch auf der Suche nach dem „normalen Leben“, nach seiner gescheiterten Ehe immer noch Jungeselle. „Es ist möglich, eine einzige Person und sonst niemanden zu lieben und trotzdem nicht mit dieser Person zusammenzuleben oder sie auch nur zu treffen“, war 1989 auf den letzten Seiten des „Sportreporter“ zu lesen.

Wer dieses Buch seinerzeit aus der Hand gelegt hat, wird sich über die Fortsetzung vielleicht wundern. Zwar war das Ende ganz offen und allein Raum für ein „Gefühl des Befreitenseins“, doch kann man diesem schon dermaßen ausgereizten Protagonisten überhaupt noch neue Facetten andichten? Es ist mutig von Richard Ford, diesen Stoff fortzuspinnen und doch wieder nicht. Im Zustand des Bascombe kann niemand verharren. Mehr und mehr greifen gesellschaftliche und politische Entwicklungen in das Leben dieses Außenseiters ein, der immer wieder die Frage stellt, wie man als Individuum in Amerika überleben kann. Unter der Hand entwickelt der Autor mit dem Blick aufs Detail, mit Schärfe und Parteilichkeit ein Panorama der USA Ende der achtziger Jahre, kurz vor der Wahl von George Bush. Sein Ausgangspunkt ist die Keimzelle Familie, aus der alles wächst: Toleranz und Intoleranz, Mitmenschlichkeit und Gewalt. Das Private aber, kann man erkennen, ist in diesem Land eigentlich Luxus.

Fast alle äußeren Umstände haben sich für Bascombe verändert: nach einige Monaten in Frankreich mit der jungen, „honigblonden“ Catherine ist er in seine Kleinstadt Haddam, New Jersey, zurückgekehrt. Bei der Beschreibung der Midlife-Crisis hat die Übersetzung etwas dick aufgetragen; jene Unrast wird als „unterschwellige Dringlichkeit“, als das „dunkle, tiefe Dröhnen meiner mittleren Jahre“ bezeichnet. Er bewohnt nun das Haus der zu seinem Unmut inzwischen wieder verheirateten Ex-Frau, aus deren schlichten X der Name Ann geworden ist, und geht, das ist die Überraschung, jetzt dem Beruf des Immobilienmaklers nach. Erst Schriftsteller, dann Sportreporter und schließlich Immobilienmakler – mühelos fügt er sich immer wieder in eine gänzlich veränderte Identität.

aus jeder anderen Situation eine Lebensphilosophie zu basteln. Fords meisterlich entwickeltes Verfahren, den Figuren ihre Sprache und ihre Wahrnehmung unkommenntiert zu überlassen, deckt die Widersprüche nur um so krasser auf. Je mehr also die Hauptfigur über den „wundervollen“ Beruf des Maklers spricht, desto mehr Kritik kommt auch zusammen. Er will die Käufer mit seinem Job froh und zufrieden machen – neues Heim, neues Leben, neues Glück –, und führt ihnen damit ironisch jenen amerikanischen Mythos vom jederzeit möglichen Aufbruch zu neuen Ufern vor Augen. Er ist beileibe kein Illusionist, sondern ein Mann mit scharfer Beobachtungsgabe, die ausgerechnet bei ihm selbst des öfteren versagt. Wenn er Personen und Alltagssituationen beschreibt, dann ist das immer bitterböse. Und vielleicht ist das die eigentliche Krankheit des Frank Bascombe: der permanente Zwang zur Reflexion, der ihn auf Distanz zu sich und den anderen bringt.

Noch krasser als im „Sportreporter“ fallen erzählte Zeit und Erzählzeit im „Unabhängigkeitstag“ auseinander. Wieder sind es nur knapp drei Tage seines Lebens, die alles verändern. Es gibt zahlreiche Rückblenden. Hieß es im vorigen Roman noch, wenn auch schon gebrochen, „Aber ich bin keiner, der sich mit der Vergangenheit herumplagt“, so trägt er jetzt immer schwerer am Gewicht seiner Vergangenheit, der letztlich an seinem Betrug zerbrochenen Ehe, dem frühen Tod des ersten Sohnes.

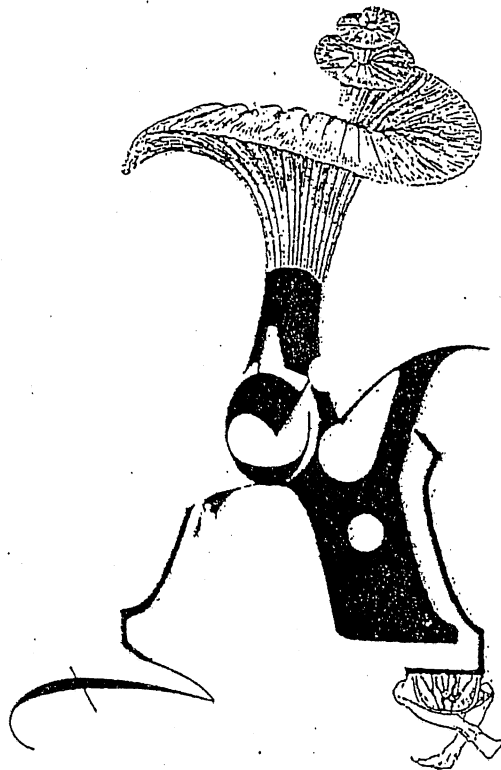
An diesem Wochenende vor dem Unabhängigkeitstag am 4. Juli gibt es zwei wichtige Dinge zu erledigen. Zum einen den Besuch bei seiner Freundin Sally, der unerwartet zu einem Grundsatzgespräch über die Liebe ausartet und mit einer Trennung endet. Zum anderen will Bascombe seinen fünfzehnjährigen Sohn Paul, der seit kurzem einen pubertären Hang zu kriminellen Handlungen entwickelt hat, zu einem Basketballspiel mitnehmen – so eine richtige Vater-Sohn-Tour, die das Kind wieder auf einen „hoffnungsvollen, lebenbehaltenden Kurs gegen das Nichts“ bringen soll. Zwischen den guten Absichten und ihrer Umsetzung zeigt sich ganz schnell eine große Kluft. Der ungewaschene Paul in seinem drei Tage benutzten T-shirt ist Worten nicht zugänglich, er ist ebenso auf der Suche wie sein Vater. Sie sind sich zu ähnlich, um sich wirklich nahe zu kommen. Auch der Basketball, Amerikas Nationalvergnügen, kann zwischen den beiden nicht vermitteln. Diese Fahrt aber weitet Ford zu einer glänzenden Satire auf den Sportfanatismus aus; am Rande streift er die Miefigkeit der Kleinstädte und die hemmungslose Autobegeisterung der Amerikaner. Am Unabhängigkeitstag, dem einzigen benannten Kapitel des Buches, beobachtet er in der Menge die Parade und bleibt doch, was er war: ein Außensei-

DIE ZEIT

3.11.95

Leben, Freiheit, Glück

„Unabhängigkeitstag“: In Richard Fords neuem Roman
geht der Immobilienmakler Frank Bascombe auf
die Suche nach den Werten Amerikas / Von Ulrich Greiner



Richard Fords Roman rollt wie ein sturm-erprobter Dreimaster auf der Dünung dieser bewegten Jahre, und die leichte Brise einer neuen Zuversicht treibt ihn dem Hafen eines guten Endes entgegen. Frank Bascombe, 44 Jahre alt, geschieden von Ann und inzwischen versöhnt mit ihr, aufs neue (nach manchen Wirrungen) verliebt in Sally, hat den aufreibenden, fast tragisch endenden Wochenendausflug mit seinem Sonn glücklich hinter sich gebracht und begent nun Amerikas heiligsten Tag, den *Independence Day*, zu Hause in Haddam, New Jersey – allein, aber nicht einsam, erschöpft, aber hoffnungsvoll. Die Parade marschiert mit Trommeln und Trompeten vorbei, das Sternbanner vorweg. Feiertage sind Krisentage, und dieser ist noch einmal gutgegangen.

Da ist er wieder, Frank Bascombe, abgebrochener Schriftsteller, abgebrochener Sportreporter, nunmehr Immobilienmakler in bescheidenem Wohlstand. Wir kennen ihn aus Fords erstem Bascombe-Roman „Der Sportreporter“ (1986, deutsch 1989). Immer noch fließt ihm von Zeit zu Zeit das Herz über, und dann möchte er alle Menschen umarmen. Immer noch ist er, wenn es ernst wird, ein Hasenfuß, und dann fürchtet er sich vor allzu großer Nähe. Immer noch schwadroniert er mit seiner Küchenphilosophie daher, mal weise, mal sentimental, eine Plaudertasche mit Tiefgang, ein melancholischer Optimist.

Diesmal jedoch schickt Richard Ford seinen Mittelstandshelden auf eine größere Reise (obwohl sie nur vier Tage dauert), und er vertraut ihm eine bedeutendere Frucht an. Denn der Unabhängigkeitstag ist der Tag der amerikanischen Verheißung: „Wir erachten diese Wahrheiten als selbstverständlich: Daß alle Menschen gleich erschaffen sind, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind und daß zu diesen das Leben, die Freiheit und das Streben nach Glück gehören.“ So schrieb es Thomas Jefferson am 4. Juli 1776.

Kann das gutgehen? Ist das nicht ein Konzept, an dem zuletzt der sozialistische Realismus gescheitert ist – das Gesellschaftliche im Individuum, das Typische in der Kontingenz, das Beispielhafte im Zufälligen darzustellen? Wäre es denn möglich, den „großen amerikanischen Roman unserer Zeit“ zu schreiben (so ein amerikanischer Rezensent)?

Es geht glanzvoll. Ford macht es möglich. Zwar segelt er in der Tat den guten alten realistischen Dreimaster – erstens der Held (Exposition), zweitens Scheitern und Krise (Durchführung), drittens Läuterung und Heimkehr (Finale) – aber die Segel sind buntscheckig und geflickt, die Mannschaft ist verschoben und nicht sehr seetüchtig, der Kapitän ist trunken vor lauter Ideen und folgt jedem windigen Einfall. Und doch, nach mancherlei Irrfahrt, leicht schlingern, aber mit vollen Segeln, kommt er ans Ziel.

Richard Ford



Selten hat ein Autor solch schwere Themen (*life, liberty, and the pursuit of happiness*) derart leichtfüßig angepackt, derart beiläufig, daß es oftmals den Anschein hat, er lasse sie liegen. Zum Beispiel Alexis de Tocqueville. Das berühmteste Buch, das je über Amerika geschrieben wurde, stammt von ihm (1840). Wie geht Ford damit um? Frank, bevor er sich zu seinem Sohn aufmacht, besucht noch rasch seine Freundin Sally, erledigt vorher ebenfalls rasch noch ein paar andere Dinge, die so ganz nebenbei rätselhaft spannende 200 Seiten ergeben.

Es ist Freitag abend, Sally noch unterwegs. Frank hat den Schlüssel zu ihrem Haus am Strand von New Jersey. Erschöpft von einem anstrengenden Besichtigungstermin mit den Markhams, einem Paar, das mit der Verzweiflung der Unentschlossenen und bis an den Rand der Ehekrise ein Haus sucht; ermüdet von einem Routinebesuch bei Karl Bemish, seines Zeichens Geschäftsführer und Partner einer gut frequentierten Imbißbude, die zur Hauptsache Frank gehört; etwas nervös wegen des baldigen Eintreffens von Sally (mit der er neuerdings nicht ganz klarkommt) und wegen des bevorstehenden Ausfluges mit seinem Sohn Paul (den er lange nicht gesehen hat), läßt sich Frank im Gästezimmer nieder.

Auf dem Nachttisch liegen Manschettenknöpfe und Tocqueville. Die Manschettenknöpfe lassen ihn darüber grübeln, ob Sally einen zweiten Ge-

liebten hat, und den Tocqueville benutzt er zum Einschlafen. „Auf dem Rücken liegend, das Buch auf richtige Leseentfernung haltend, schlage ich es aufs Geratewohl auf und fange an zu lesen, um zu sehen, wie viele Sekunden vergehen, bevor mir die Augen zufallen, die Arme nach unten sinken und ich selbst von der kissenweichen Klippe ins Traumland stürze.“ Er liest ein paar Sätze und findet: „Sogar zu langweilig, um es zu verschlafen.“

Die Stelle, wo er seinen Leseversuch abbricht, lautet: „Es gibt keine Amerikaner, die nicht von der Begierde nach Aufstieg verzehrt würden: man sieht aber fast keine, die große Hoffnungen hegen oder hehre Ziele anstreben.“ Das ist ziemlich genau Fords Problem. Streben nach Glück bedeutet für ihn (und auch für Sally) zuallererst die Verwirklichung eigenen Glücks, der Religion des Individualismus gehorsam, während ein „hehres Ziel“ im Sinne von Tocqueville darin bestünde, das eigene Streben in den Dienst eines Allgemeinen oder Übergeordneten zu stellen.

Frank erwacht aus einem unruhigen Schlaf und geht nach unten, wo Sally im Abendlicht auf der Terrasse sitzt. Die folgenden zwanzig Seiten gehören zu den schönsten des Romans, weil Ford hier den intimen Vorgang einer gescheiterten Liebesbegegnung derart fein entfaltet, daß wir ihn zugleich als politischen Vorgang verstehen können, Ford zeigt den vergeblichen Versuch zweier Menschen, die doch nichts anderes haben wollen als einen netten Abend samt beifriedigendem Beischlaf, aus ihrer monadischen Existenz herauszutreten und sich selbst im Gegenüber zu finden.

Frank steht im Türrahmen. „Plötzlich möchte ich sie unbedingt küssen, sie an der Schulter oder der Taille oder sonstwo berühren, den Duft ihrer süßen, eingehüllten Haut an diesem warmen Abend einatmen. Also tapse ich polter-polter über die knarrenden Dielen, beuge mich unbeholfen nach unten wie ein zu groß geratener Doktor, der mit dem nackten Ohr einen Herzschlag sucht, und pflanze ihr auf Wange und Hals einen Kuß, der meinewegen zu fast allem führen könnte. „He, laß das“, sagt sie nur halb im Scherz, als ich den exotischen Duft ihres Nackens einatme.“ Frank zieht sich zurück und denkt: „Am liebsten wäre mir, nicht jetzt oder in zwei Minuten rigoro-rose, männliche, den Abend beendende Liebe zu machen, sondern sie schon gemacht zu haben. Ich will sie als getane, und zwar als gut getane Arbeit in meiner Akte verzeichnet haben. Und ich will, daß zwischen uns das träge, freundschaftliche Nachbehangen der Liebe herrscht.“

Das folgende, immer matter und zugleich gereizter werdende Gespräch dreht sich um die Frage, worauf man eigentlich im Leben wartet. „Ich wüßte nicht, worauf“, sagt Frank. Sally: „Where's the good part in anything if you don't think something good's coming, or you're going to get a prize at the end? What's the good mystery?“ Frank: „The good-mystery's how long anything can go on the way it is. That's enough for me.“

Fredeke Armim, die Übersetzerin, faßt das so: „Was ist denn das Gute an irgendwas, wenn man nicht denkt, daß was Gutes passieren wird oder man am Ende einen Preis kriegt? Wo ist denn das Geheimnis?“ – „Das Geheimnis ist, wie lange etwas so weitergehen kann, wie es ist. Für mich ist das genug.“ „Das ist nicht gerade falsch, aber

diesen lauen Verlegenheitston, diese Sprache knapp neben dem Gemeinten, trifft Armim nicht. Öfter erscheinen bei ihr steife, umständliche Sätze, während das Original jenen alltäglichen Small talk kunstvoll reproduziert, der einem meist dann zur Hand ist, wenn etwas nicht stimmt. Ein Äquivalent wäre vielleicht der Eckhard-Henseid-Sound („Geht in Ordnung – so wieso – genau –“), aber das ist natürlich wieder sehr deutsch, und Fredeke Armims Aufgabe, die sie alles in allem anständig gelöst hat, war wirklich nicht leicht.

Die latente, böse Spannung, die unter diesem Gerede liegt, kommt ja daher, daß Sally und Frank voneinander erhoffen, der andere möge ins Ungeschützte treten, sich preisgeben und die Liebe zu einem Rausch machen. Statt dessen sagt Frank: „Nicht zu übertreiben ist eine Möglichkeit, sicherzustellen, daß es nichts gibt, worüber ich mich beklagen müßte.“

Pursuit of happiness: Hier also ist die Verheißung gestrandet, am kleingläubigen, das Risiko scheuenden Solipsismus, der, wie es einmal heißt, nur noch eine „Simulation von Leben“ gestattet. Das amerikanische Lernprogramm, dem Frank entkommen will, lautet: „Ich allein bin für immer verantwortlich für alles, was mein Ich betrifft.“ („I alone would go on being responsible for everything that had me in it.“)

Und dann natürlich, auf dem Tiefpunkt seiner Grübeleien, kommt Frank zu dem vernichtenden

Ergebnis: „Wir sind nicht glücklich, wir wissen nicht warum, und der Versuch, es besser zu machen, treibt uns in den Wahnsinn.“ Auch das trifft nicht den Ton: „*We drive ourselves loony trying to get better*“ heißt eher: „Wir machen uns verrückt damit, es besser haben zu wollen.“

Aber das ist nur der halbe Frank. Später, nach der langen Nachtfahrt durch dichten Wochenendverkehr, kommt er in ein Motel und verzettelt sich in ein Gespräch mit einem schwarzen Lastwagenfahrer. Plötzlich geht ihm das Herz über. Völlig übermüdet und voller Bedauern über den mißglückten Abend mit Sally, empfindet er die Begegnung mit diesem maulfaulen, fetten Kerl aus Kalifornien als den Gleichklang zweier Seelen, als menschheitsverbrüdernden Augenblick: „Alles um einen herum scheint plötzlich zu glitzern, und alles, was man tut, scheint von einem warmen, unsichtbaren Astralstrahl geleitet zu werden, der von einem Punkt im All ausgeht, der zu weit entfernt ist, als daß man ihn lokalisieren könnte, der einen aber – wenn es einem gelingt, ihm zu folgen und ihn ständig im Blick zu behalten – zu dem Ort führt, an dem man unbedingt sein möchte.“

Transzendente Reflexion auf dem Motelparkplatz – das hat eine bizarre Komik. Ford liebt seinen Helden. Niemals distanziert er sich von ihm mit den Mitteln einer schlaun Ironie. Immer, wenn die Gefahr besteht, Franks haltlose Schwärmereien könnten ins Abschiefs trudeln, wechselt

Ford die Tonlage, sorgt er für einen Wendepunkt der Geschichte. Und immer, wenn Frank altzu philosophisch und tief Sinnig wird, sind Komik und Irritation nicht weit.

Wenn Frank endlich mit seinem Sohn unterwegs ist, traktiert er ihn mit Jefferson und Emerson. Paul, mitten in der dicksten Pubertät, schnappt sich den Emerson, der demonstrativ auf dem Rücksitz liegt, liest laut ein paar Sätze vor, kommentiert sie blödelnd, und als ihn der Vater mißbilligend auf die Bedeutung der Passage hinweist, reißt Paul die Seite aus dem geliebten Emerson heraus, faltet sie zusammen und steckt sie in die Hosentasche. Frank: „Ich fühlte mich leer vor Empörung und Trauer.“

Dieses Wochenende, gedacht als erziehungsfördernde und vertrauensbildende Maßnahme, erweist sich als ein Entwicklungsroman, in dessen Mittelpunkt das große Kind Frank Bascombe selber steht. *Independence* – Unabhängigkeit, Selbstbewußtsein, Freiheit – das will er seinem Sohn beibringen, er muß aber erst lernen, daß alle diese Ziele nichts sind, wenn sie sich nicht verbinden mit Verantwortung für den Nächsten, mit dem Verzicht auf jenes Programm schrankenloser Selbstverwirklichung, als das Jeffersons Sätze mißverstanden können. Sätze übrigens, die bei Ford niemals zitiert werden. *Life, liberty and the pursuit of happiness* – das ist nicht alles. Was fehlt, ist die Liebe. In einem heilsichtigen Augenblick, als

Frank über sein Verhältnis zu Sally nachdenkt, sagt er sich: „Ich muß die belastende Frage: ‚Warum liebe ich dich nicht?‘ umformulieren in das bessere, leichter zu beantwortende ‚Wie kann ich dich lieben?‘“

Das Erstaunliche an diesem wunderbaren Roman ist die Untertreibung, mit der er das Amerika-Thema, die Menschheitsfrage nach dem wahren Leben behandelt. Die fast 600 Seiten werden ausschließlich aus der Perspektive Franks erzählt, in inneren Monologen und frei fliegenden Reflexionen, in Erinnerungen, ausufernden Gesprächen und absurden Dialogen am Telefon. Hier, etwa in einer Telefonzelle auf der Raststätte oder im Motel, ereignen sich die intimsten Geständnisse, die verräterischsten Mißverständnisse und die philosophischsten Erkenntnisse.

Ford läßt seinen Helden bis ins Aschgraue faheln und quatschen, ohne ihn je bloßzustellen. Und immer wieder hebt Frank das arme, verwirrte Haupt, findet Trost beim Anblick eines Steaks oder seines friedlich futtermenden Sohnes, und sogleich fällt ihm eine jener Sentenzen ein, die ihm selten ausgehen: „Es gibt kein falsches Gefühl des Wohlbefindens.“ („*There's no such thing as a false sense of well-being*“ – das klingt wie eine Antwort auf Adornos berühmtes Diktum „Es gibt kein wahres Leben im falschen.“)

Wir haben es hier also weder mit einem kapitalistischen noch sonst einem Allerweltsrealismus zu tun, sondern mit einer frei flotternden Faiselei, die den Anschein abschweifender Willkür erweckt, in Wahrheit aber sehr genau austariert ist und ihren Weg niemals aus dem Auge verliert. Mag er auch im Zickzack verlaufen – er führt uns durch die ganze Welt Amerikas: vom Immobilienhandel bis zu John Adams, von der Hall of Fame des Basketballs bis zum Faschismus des Privatpolitizisten, vom Autobahnrastplatz bis zu den letzten Fragen von Leben und Sterben.

Richard Ford hat mit dem „Unabhängigkeitstag“ eine neue Qualität seines Schreibens erreicht. Während etwa sein früherer Roman „Verdammtes Glück“ (1981) noch mit den Mustern des Agenten- und des Westernromans spielt, während seine eindrucksvoll lakonischen Short stories „Rock Springs“ an seinen Freund Raymond Carver erinnern, hat dieser Roman eine ganz eigene Melodie, freier und reicher als alles, was Ford bislang veröffentlicht hat, den „Sportreporter“ eingeschlossen.

Natürlich liegt der Vergleich mit John Updike nahe. Harry Angstrom, genannt Rabbit, ist Updikes genialer Held des Banalen, der die Gereiztheiten und Hochgefühle des weißen amerikanischen Mittelstandes getreulich verkörpert. Aber abgesehen vom Unterschied der Generationen (Ford ist 51, Updike 73 Jahre alt), gibt es einen literarischen: Updike ist der Erzähler, Rabbit sein Objekt (das führt gelegentlich zur Schlüssellockperspektive). Bei Ford hingegen gibt es zwischen Erzähler und Held keine Differenz. Alles, was wir erfahren, erfahren wir von Frank. Und wenn wir europäische Leser uns gelegentlich fragen, weshalb ein Immobilienmakler Emerson liest, so müssen wir uns vor Augen halten, daß erstens das staatsbürgerliche, quasi lebensphilosophische Raisonement in Amerika eine größere Verbreitung hat als hier und daß zweitens die typische amerikanische Karriere nicht die vom Tellerwäscher

zum Millionär ist, sondern die vom Ladenbauer zum Bäcker zum Busfahrer oder eben die vom Schriftsteller zum Sportreporter zum Immobilienmakler.

Unvermeidlich ist Ford moderner als Updike. Ihn interessiert kein Tabubruch mehr (den Updike etwa in den „Ehepaaren“ bravourös begangen hat), ihn beschäftigt nicht mehr die Verunsicherung des weißen anglosächsischen Amerikas durch die Kulturrevolution der sechziger Jahre, wie sie Updike in „*Rabbit Redux*“ (deutsch „Unter dem Astronautenmond“, 1973) gezeigt hat.

Fords Amerika ist derart in Bewegung, daß die alten Gewißheiten kaum mehr erinnerlich sind. Das angestammte Selbstbewußtsein eines Harry Angstrom hat Frank Bascombe nie besessen. Und deshalb macht er sich, halb absichtsvoll, halb unbewußt auf, um den *Independence Day* nicht nur zu feiern, sondern ihm auf den Grund zu gehen – auf der Suche nach den ursprünglichen Werten Amerikas, nach den Wurzeln seiner selbst und seiner Nation. Daß dieses pathetisch-patriotische Projekt weder im Kitsch erstickt noch im Leitartikel – das ist ein Kunststück. Ford sei Dank.

- Richard Ford:
Unabhängigkeitstag
Roman; aus dem Amerikanischen von
Fredeke Armin; Berlin Verlag, Berlin 1995;
589 S., 48,- DM

DAS MAGAZIN

Nr. 33
19. 8. 1995
Tages-Anzeiger
und Berner
Zeitung BZ

*Klassisch
amerikanisch*

Der grosse Erzähler Richard Ford



RICHARD FORD
Schriftsteller

Mister- Klasse

Er hat grosse Ohren, grosse Augen und eine sehr grosse Stirn,
damit er besser hören, sehen und denken kann. Und wenn er mit seinen Händen in die Tastatur greift,
orchestriert Richard Ford die präzisesten Stimmen der amerikanischen Gegenwartsliteratur.

Ein Hausbesuch zu seinem neusten Roman, «Unabhängigkeitstag».

Text TOM KUMMER
Fotos DAN WINTERS

■ Sind Sie schon einmal einem Typen namens Frank Bascombe begegnet? Diesen Typen gibt's überall. Er schwadroniert und philosophiert gern, mit banalen Einsichten. Einer wie Frank sagt zum Beispiel: «Ich brauche nicht viel zum Glück. Mir genügt ein Jägersteak und ein Salatbuffet im langsam rotierenden Drehrestaurant.»

Einem Typen wie Frank zu begegnen ist riskant. Das sind selbstbewusste Kerle, Helden der eigenen Unsicherheit. Amerikanische Helden im Sinne von Ford, Richard Ford.

Mir droht heute eine riskante Begegnung, und ich fühle mich fiebrig. Krank sein ist gefährlich, habe ich von Frank Bascombe gelernt. Krank sein mache einen nicht ängstlich, sondern zögerlich, was das Schlimmste sei. Ich sehe festgeschraubt wie ein Hydrant an einer Strassenkreuzung im French Quarter von New Orleans. Ich suche etwas, aber ich weiss nicht was. Schlimmer noch: Ich kann mich nicht von Bascombes lächerlichem und gleichzeitig entsetzlichem Schicksal lösen. Frank hat erkannt: Was man im Leben verpasst, ist das Leben. So gesehen, erinnert einen jede Begegnung an diesen Verlust.

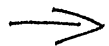
Das Risiko muss ich eingehen. Es ist feucht und furchtbar heiss in New Orleans. In der Luft schwebt eine melancholische Schwere. Eigentlich habe ich mit Richard Fords literarischem Helden nichts

am Hut. Frank steckt in der «existentiellen Periode», einer endlosen Warteschleife nach «den grossen Kämpfen» der Jugend und dem «big blow-up», der darauf folgt, so um die 40. Ich gleite noch woanders, sehe nur manchmal am Horizont Dinge, die auf mich zukommen.

Ich gehe auf der Bourbon Street Richtung Norden, dränge mich an feuchten Körpern vorbei, durchquere Besäufnisse von Wochenend-Aussenseitern und enthemmten Familienvätern, die hergefahren sind, um mal wieder richtig die Sau rauszulassen. Jazz, Delta Blues, Cajun-Musik, Dixie, klar, diese Klänge trällern hier Tag und Nacht aus den Klubs. Dazwischen wummern falsche Hip-Hop-Beats, die besonders die Söhne und Töchter der weissen Enthemmten anziehen. Ihren Müttern soll's recht sein, so sehen die Kinder wenigstens die Väter nicht, wie sie sich in die Hose pissen oder fremden Frauen an den Arsch fassen.

Dort, wo sich die Bourbon Street von diesem Zoo in eine der bezauberndsten Strassen des Landes verwandelt, leben Amerikaner, die es zu etwas gebracht haben – Menschen mit Ansprüchen und der grossen Sehnsucht nach kultivierter Idylle. Hier wohnt Richard Ford, Schöpfer von Frank Bascombe und genialer Beobachter des ganz normalen Unglücks.

Das Risiko einer Begegnung beginnt in meinem Fall bereits damit, dass ich pünktlich um 13 Uhr an die falsche Haustür klopfe. Vor mir



Was soll er noch sagen? Steht alles im Buch. Lesen Sie das verdammte Buch, würde ich sagen.

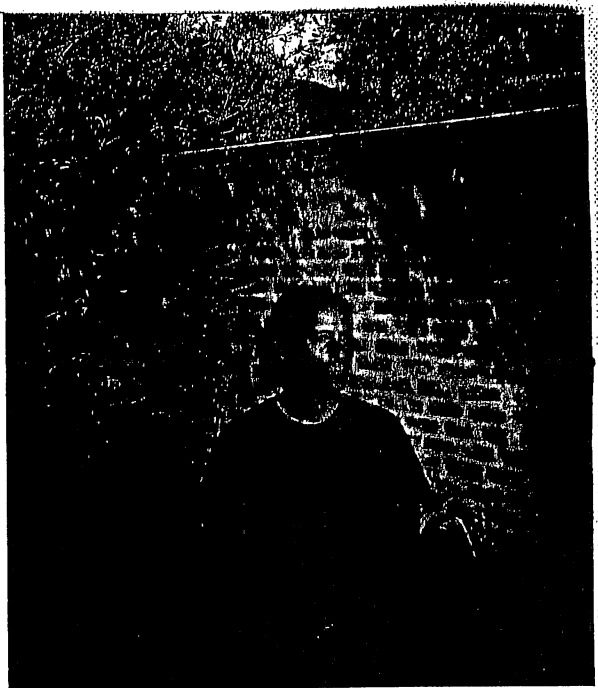
steht ein schöner, grosser, kräftiger Schwarzer im T-Shirt: «Der Kampf ist erst zu Ende, wenn das letzte Arschloch tot ist.» (Dieser Shirt-Spruch kommt auch in Richard Fords neuem Roman «Unabhängigkeitstag» vor.)

Mister Ford, wie ich ihn nennen will, ist ein Autor, der, wie vielleicht nur Raymond Carver vor ihm, total reduzierte, lapidare Sätze schreibt, die einen bis ins Grab begleiten werden. Zum Beispiel jenen in «Verdammtes Glück» vor 14 Jahren: «Er kannte die Grenzen der Liebe, und das war der Schlüssel zu allem.» (Wem das nicht genügt, um zu begreifen, was mir Mister Ford bedeutet, dem liefere ich gern statistischen Stoff: Die «New York Times» hält Mister Ford für den bedeutendsten Südstaatenautor seit William Faulkner. Dieselbe erklärte Mister Fords Helden Frank Bascombe zum Nachfolger von John Updikes Harry Angstrom. In Europa hingegen vergab die Kritik Mister Ford den idiotischen Titel: «Der zweite Hemingway».)

Jetzt stehe ich vor der richtigen Tür. Ein zweistöckiges Haus im französischen Kolonialstil. Bevor ich klopfe, überlege ich kurz: Soll ich mir nichts anmerken lassen, oder soll ich mich vor lauter Verehrung auf die Knie werfen und Mister Fords Schuhe küssen? (Letzteres habe ich nicht getan, würde es für Mister Ford aber jederzeit tun, so es von mir verlangt würde. Schliesslich wäre ich ohne seine Bücher nicht mehr am Leben.)

Jetzt klopfe ich. Als erstes sehe ich eine gewaltige hohe Stirn, die noch viel mächtiger und beeindruckender ist als auf Fotos. Mister Ford sagt welcome – wie ein junger Pfarrer, der in einer verkorksten Gemeinde den ersten Hausbesuch empfängt. Er sagt es völlig entspannt und fast gespenstisch optimistisch. Doch das hat alles nichts zu bedeuten. Mister Fords Helden sind eine Mischung aus Angst, Stolz und Selbsthass. Diese Typen können jederzeit von paranoiden Phasen befallen werden, sich in ihren Häusern verbarrikadieren und wild um sich schiessen. Ich werde Mister Ford keine Sekunde aus den Augen lassen. (Er besitzt zwei Jagdhunde. Der eine gibt Pfötchen. Der andere greift sich alles, was ihm fremd ist. Er sitzt im Garten. Die Tür ist verriegelt.)

Mister Ford braucht keine zehn Sekunden, um zu merken, dass ich zuerst mit ihm allein in einem kleinen Zimmer sitzen möchte. Ich muss mich ungestört an seine Stirn gewöhnen. Wir gehen quer durchs Wohnzimmer, das typische Südstaatengemütlichkeit aus-



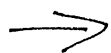
strahlt. An den Wänden hängen Aquarelle und Zeichnungen von Truthähnen, Hasen, Vögeln, Hunden. Was in Europa als Spiesserkitsch abgetan wird, bedeutet hier etwas ganz anderes: Richard, wie ich Mister Ford jetzt nennen soll, kennt sich aus mit den Schrecken der Normalität.

Nimm Platz, sagt er. Wir schauen uns an, und sofort ist klar, dass ich mit diesem Mann kein Wort über sein neues Buch verlieren werde. Was soll er denn noch sagen? Steht alles im Buch. Lesen Sie das verdammte Buch, das würde ich sagen. Vielleicht kapiert dann der eine oder andere doch noch, dass nur durch den Akt des Lesens etwas wirklich Monumentales im Kopf passiert.

Doch bitte keine falschen Hoffnungen, Mister Ford schreibt in erster Linie für sich selbst, gehört nicht zur wachsenden Zahl der amerikanischen Special-Interest-Literaten, die ihre Texte um eine Aktualität weben. Typen wie Frank Bascombe hat es immer schon gegeben, und es wird sie weiterhin geben – nur eine Sprache, wie sie ihnen Mister Ford gegeben hat, hat ihnen bis anhin niemand gegeben.

Das Besondere an Frank Bascombe ist sein Plauderton. Das hat er bereits mit seinem ersten Auftritt als «Der Sportreporter» bewiesen. Das Beschreiben ist Franks Stärke und seine Schwäche: «Ich konnte mich immer, wie von aussen, die Dinge tun sehen, zu denen ich aufgefordert wurde, und das reichte schon aus, sie mich nie gut oder vollständig tun zu lassen.» Bascombe ist einer von uns. Halbreich, halbgebildet, sehnsüchtig, armselig.

In «Unabhängigkeitstag» ist Frank ein Häusermakler, einer, der, wie er selbst sagt, Träume verkauft. Seine Frau hat ihn verlassen und lebt jetzt mit einem, der diese Träume baut, mit einem Architekten. Ein Haus bietet Schutz, ebenso eine Familie. Frank hat keine Familie mehr, aber er verkauft Häuser. «Unabhängigkeitstag» ist eine Parodie auf die Reise zur Weisheit.



RICHARD FORD

Schriftsteller

Mehr gibt es wirklich nicht zu sagen, das weiss Richard. Und ich weiss es auch. Es geht um den Ton, und dieser Ton ist unbeschreiblich banal: «Ich will keine Böcke mehr schiessen, da schon der nächste mein letzter sein könnte» oder «Zu den traurigen Tatsachen des Erwachsenenlebens gehört nun einmal, dass man genau die Dinge, an die man sich nie gewöhnen wird, auf sich zukommen sieht. Man sagt sich, dass man die Art, wie man die Dinge anpackt, verändern muss. Bloss tut man es nicht. Man kann es nicht. Irgendwie ist es schon zu spät. Und vielleicht ist es sogar noch schlimmer: Vielleicht ist die Sache, die man kommen sieht, gar nicht die Sache, die einem solche Angst macht, sondern schon ihr Nachspiel.»

Richard schlägt mir eine Partie Squash vor. Meine Rettung. Es bleibt mir also Zeit, sein Gesicht genauer zu betrachten. In seinem Gesicht leidet nichts, nichts ist darin zerstört, nichts beleidigt, da sind Augen, die von Liebe und Drang erzählen – vom unerschöpflichen Drang, herausgefordert zu werden. Das soll aber nicht heissen, dass ich seine Bücher interpretiere – dafür würde er mich auf der Stelle rausschmeissen, davon bin ich überzeugt –, sondern sein Leben. Ich bekomme eine Chance, sein Freund zu sein. Mehr nicht.

Richards Sätze, auch die gesprochenen, sind auf trügerische Weise klar und verständlich. Seine literarischen Helden sind meistens weder das eine noch das andere. Was wollen sie eigentlich voneinander? fragte ich mich manchmal. Und was will Richard von mir?

Es wäre ein leichtes, aus Richard mehr zu machen, als er ist. Seine frühen Bücher wurden von der europäischen Kritik zum «Dirty Realism», zur Verliererliteratur, verklärt. Seine Figuren und sein Tonfall seien so amerikanisch, so Road-Movie-mässig, schrieb Europa. Nebenbei wurde ihm ein Wohnmobil angedichtet, mit dem er die Randzonen der Gesellschaft abfähre. Blödsinn. Richard hält die Menschen, über die er schreibt, nicht für Verlierer, sondern für Menschen, die in einem bestimmten Moment etwas verloren haben. So einer braucht nicht den existentiellen Abgrund, um kreativ zu sein. So einer braucht für mehrere Monate im Jahr einen Ort, an dem er ungestört arbeiten kann. Und eine Frau, die mehr weiss als er.

Richard besitzt ein Haus in Mississippi, in seiner Heimat. Ein zweites steht in Montana, dort ist die Einsamkeit zu Hause. Sein Hauptquartier ist New Orleans, weil Christina – seit über 22 Jahren Richards Frau – als Bausenatorin über das Gesicht von New Orleans entscheidet. Richard schreibt gewöhnlich zwölf Stunden am Tag. Nebenbei hält er seinen Körper mit Rumpfbeugen fit. Er rührt keinen Alkohol mehr an, sagt er. Er ist Jäger und Fischer, das sind seine Leidenschaften. Er mag Suppen, Ochsenchwanzsuppe ganz besonders. Er hält einen strikten Diätplan ein, weil die falsche Ernährung vernichtende Folgen habe für einen Autor – davon ist er überzeugt.

Wir verlassen das Haus an der Bourbon Street. Auf der Strasse merke ich zum ersten Mal, wie gespenstisch Richard starren kann. Er starrt so gnadenlos, dass er manchmal erschrickt, wenn die Angestarteten seinen Blick erwidern. Wir sitzen jetzt im Lincoln Towncar, dem bequemsten US-Auto der Gegenwart. Wir sind auf dem Weg in die Squash-Halle.

Richard setzt sich eine läppische, grellgrüne Brille auf die Nase. Sein Blick verschwindet hinter der Lächerlichkeit. Das ist seine Stär-

ke. Die hohe Stirn thront über der Lächerlichkeit. Das ist sein Geheimnis. Vor uns überquert ein Vater mit seinem Sohn die Strasse. Richard schaut sehr genau hin, weil er keinen Sohn hat. In «Unabhängigkeitstag» steht der traurigste und zugleich schönste Satz, der jemals über eine hoffnungslose Vater-Sohn-Beziehung geschrieben worden ist: «Das Schlimmste am Vatersein ist also, dass ich erwachsen bin... Es ist mein Schicksal, viel zu wissen, aber dastehen zu müssen wie ein Laternenmast mit hell brennendem Licht und darauf zu hoffen, dass mein Kind den Schein sehen und sich näher an dieses Licht und die Wärme heranwagen wird.» Selten hat das normale Leben eine bessere Stimme bekommen. In den Short Stories «Rock Springs» gibt Richard diese Stimme einem halbwüchsigen Jugendlichen. Der beobachtet, wie die Ehe seiner Eltern in die Brüche geht. Er ist der unbeteiligte Beteiligte, der wahrnimmt, aber in den entscheidenden Momenten tatenlos-vernünftig kommentiert.

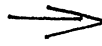
Die Verzweiflung in diesen Stimmen ist nicht endgültig. Richards Helden finden sich selten mit der Niederlage ab, sondern suchen nach einer Selbsterkenntnis, suchen weiter nach einer Zukunft, suchen nach Liebe. Richard will seine Helden erklären, nicht in ihrer Hilflosigkeit isolieren. Er glaubt daran, dass es im Leben immer noch Dinge gibt, die es wert sind, geklärt zu werden.

Im Lift zur Squash-Halle begegnen wir dem Saxophonspieler Wynton Marsalis. Hallo, wie geht's? Wir fahren mit dem Marsalis-Clan – Babys, Grosseltern, Cousine, Bruder, Homies – zurück in die Tiefgarage, dann mit einem gelb-rot leuchtenden Aerobic-Paar hoch ins Spiegelstudio im vierten Stock, dann wieder runter. Und so weiter. Richards Stärke ist es, sich anderer Leute Leben vorzustellen. In Europa würde man ihn einen Sozialisten nennen. Mit ihm über Politik zu reden ist jedoch sinnlos. Er wird Bill Clinton wiederwählen, sagt er, das ist alles. In einer seiner Erzählungen schreibt er: «Man braucht ja nur zu warten, damit das Leben wieder besser wird. Das ist es, worauf man zählen kann.» Brutaler Fatalismus. Der Traum lebt weiter, irgendwo da draussen, man braucht nur Geduld zu haben.

In der Umkleidekabine stehen vier nackte Männer. Hallo, wie geht's? Die Männer haben sich nicht viel zu sagen. Wenn der eine redet, antwortet der andere, um damit ihre Gegensätzlichkeit zu sichern. In der Floskel wird die Sehnsucht hörbar. Richards Helden geben sich Mühe, eindimensionale Menschen zu sein. Sie möchten von ihren Gefühlen getrieben werden, aber was sie treibt, ist die Gefühlsleere. Richard leiht mir ein Hemd mit dem Aufdruck Michigan State University – dort hat er Jura studiert. Er selbst trägt ein Harvard-Shirt, dort war er Professor. Für ein Sportmagazin hat er auch schon gearbeitet. Aber «Sports Illustrated» lehnte seine Texte ab.

Jetzt betreten wir den Käfig. Ich will dieses Spiel gewinnen, aber ich bin vom Fieber gebeutelt. Das Risiko muss ich eingehen, schliesslich lässt Richard seinen Helden die nüchternste aller Weisheiten sagen: «Jedem kann alles passieren.»

Jetzt liftet Richard den Gummiball gegen die Wand. Ich erwidere mit Härte. Richard gewinnt den ersten Satz. Er ist 20 Jahre älter als ich, aber gleich wird er mich charmant fertigmachen. Er sieht die Dinge früher auf sich zukommen. Das ist das Geheimnis. Er spielt mit einer Strategie, ich reagiere nur auf den Ball, der kommt. Ich reagie-



RICHARD FORD Schriftsteller

Er steuert sein Auto wie ein New Yorker Taxichauffeur, der sein eigenes Fahrzeug entführt hat.

re zwar heftig, manchmal auch brillant. Aber es sind einmalige Schläge, die nirgendwo hinführen. Um überhaupt zu punkten, muss man im Squash erst den Aufschlag zurückgewinnen.

Als Richard mit drei zu zwei Sätzen gewonnen hat, klopft er mir auf die Schultern. (Er trainiert mindestens dreimal die Woche.) Im Sport gibt es keine Transzendenz, sonst wäre Richard Sportler geworden, sagt er mir. Dann duschen wir.

Als wir die Halle verlassen, schweben über New Orleans die Ausläufer des Hurrikans Ernie. Wolken türmen sich zu Wolkengebilden. Während Richard den Wagen über die Stadtautobahn lenkt, blickt er immer wieder nach oben. Richards Naturbeschreibungen gehören zum Besten, was ich jemals gelesen habe. Der Roman «Unabhängigkeitstag» beginnt so: «In Haddam treibt der Sommer durch baumverschattete Strassen wie süsser Balsam eines achtilosen, träumerischen Gotes, und die Welt fällt in ihre eigenen geheimisvollen Hymnen ein.» In «Unabhängigkeitstag» beschreibt Richard eine öde Kleinstadt in New Jersey. In seinem Frühwerk bildet die schroffe Naturkulisse von Montana den Hintergrund, vor dem seine Figuren agieren. Frei von aufdringlichen Metaphern lässt er aus seinen Landschaftsbeschreibungen meistens etwas Eigenständiges entstehen. Das ist verdammt schwierig.

Jetzt fährt Richard den Towncar in eine kleine Seitenstrasse, als ob er einfach mal sehen wolle, wohin die Strasse führt. Er steuert den Wagen wie ein New Yorker Taxichauffeur, der sein eigenes Fahrzeug entführt hat. Pausenlos kommentiert er die Unfähigkeit anderer Verkehrsteilnehmer. Die Fahrt endet vor einer Plantagenvilla im Garden District. In der Nähe wohnt Anne Rice, die Autorin von «Interview with a Vampire». Richard sucht ein neues Haus. Seit fünf Jahren. Fünf Jahre hat er auch am «Unabhängigkeitstag» geschrieben.

Wir betreten jetzt also ein Haus, das ein Mann kaufen will, der einen Häusermakler zum Helden seines neusten Buches erkoren hat. (Der Mann, der uns die Tür aufmacht, ist nur ein Angestellter. Eine Art Mann, der mir in meinen schlimmsten Träumen begegnet. Ein Immobilienwindbeutel, das ist er, sagt später auch Richard.)

Was aber schreibt Richard, der potentielle Käufer, im Namen von Frank Bascombe, dem Makler? «Ich sage meinen Kunden, dass ich Häuser so verkaufe, wie ich selbst gern eines verkauft bekäme..., indem ich ihnen nie etwas unterjuble, woran ich selbst nicht glaube..., indem ich nie sage, dass ein Haus interessant sei, wenn ich der Meinung bin, dass es ein Dreckloch ist, und zu guter Letzt, indem ich nie

versuche, Kunden dazu zu bringen, mir zu vertrauen..., sondern indem ich sie bitte, an das zu glauben, was ihnen am meisten bedeutet – an sich selbst...»

An sich selbst. Ha. Der reine Hohn ist das, aber mit Respekt geschrieben, dass einem das erhabene Lachen im Hals steckenbleibt. Frank verkauft seinen Kunden, was er selbst benötigt: Schutz.

Richard wird dieses Haus im Garden District von New Orleans nicht kaufen. Es ist ihm zu gross, sagt er auf der Fahrt zurück ins French Quarter. Ein Haus soll Schutz bieten, das ist alles.

Wir passieren die Besäufnisse in der Bourbon Street. Richard schweigt. Er muss heute 500 Bücher handsignieren. Das Squash-Spiel hat ihm zugesetzt. Er will seine Schreibhand auf Eis legen. Vor seinem Haus verabschieden wir uns völlig undramatisch (er gibt mir die linke Hand). Wir verabreden uns für eine weitere Partie Squash. Ich soll meine «zweite Chance» bekommen.

Was sich danach vor seinem Haus abspielt, habe ich bis heute nicht verstanden. Richard bleibt stehen. Er beobachtet einen Mann, der sich am Strassenrand übergibt. Ein Besucher der Bourbon Street, nettes Lacoste-Hemd, Golf-Shorts. Richard starrt den kotzenden Mann gnadenlos an. Zum ersten Mal blitzt eine Art Gefühlsarmut in Richards Gesicht auf. Genauer kann ich nicht erklären, was sich in jenem Moment in Richards Mine verändert hat. Mir fällt ein, dass Richards Helden gewöhnlich Methoden und Philosophien entwickeln, sich selbst die Illusion zu vermitteln, alles unter Kontrolle zu haben. «Es ist das schlechte Leben», schwadroniert eine seiner frühen Figuren, «irgendeine Kälte in uns allen, eine Hilflosigkeit, die uns dazu bringt, das Leben, wenn es rein und einfach ist, misszuverstehen, und sie lässt unsere Existenz wie eine Grenze zwischen Bereichen des Nichts erscheinen und macht uns zu nichts mehr und nichts weniger als Tieren, die einander auf der Strasse begegnen – wachsam, mitleidlos, ohne Geduld oder Sehnsucht.»

Als Richard seinen Schlüssel aus der Tasche zieht, höre ich ein Geräusch, das wie die Ladebewegung eines Revolvers klingt. (Das ist natürlich Einbildung.) Es gibt in «Verdammtes Glück» Gewaltszenen, die an Scheusslichkeit nicht zu überbieten sind. Waffen werden selten benutzt. Es ist die Trostlosigkeit, die in Richards Beschreibungen schmerzt, nicht die Gewalt.

Richard ist wütend. Wut habe ich an ihm bisher nicht kennengelernt. Der Lacoste-Typ wischt sich den Mund sauber. Dann blickt er unruhig in Richtung Süden. Vielleicht sucht er nach seinen Kindern, nach seiner Frau, weiss der Teufel nach wem. Er blickt unruhig wie einer, der sich an Feinde gewöhnt hat. Und als er langsam seinen Oberkörper vom Randstein hebt, schießt ein weiterer Strahl buntgefärbter Galle aus seinem Mund. Richard sagt nur den einen Satz: «Wie ein Tier, wie ein verdammtes Tier.» Das ist alles. ■

Unabhängigkeitstag erscheint Anfang September im Berlin-Verlag. Bereits ins Deutsche übersetzt sind die vier Romane *Verdammtes Glück*, *Der Sportreporter* (beide Rowohlt-Verlag), *Ein Stück meines Herzens und Wildleben*, die *Shorts Stories Rock Springs* sowie die Novellen *Der Frauenheld* (alle S.-Fischer-Verlag) und *Eifersüchtig* (Berlin-Verlag).

Immobilien oder Das Streben nach Glück

Richard Fords grosser Gesellschaftsroman «Unabhängigkeitstag»

Richard Ford hat als Chronist der amerikanischen Mittelklasse das Erbe seines Vorbilds John Updike angetreten. Sein neuer Roman «Unabhängigkeitstag» schildert drei Tage aus dem Leben des Frank Bascombe, den wir vor sechs Jahren als «Sportreporter» kennengelernt haben.

■ VON MARTIN HALTER

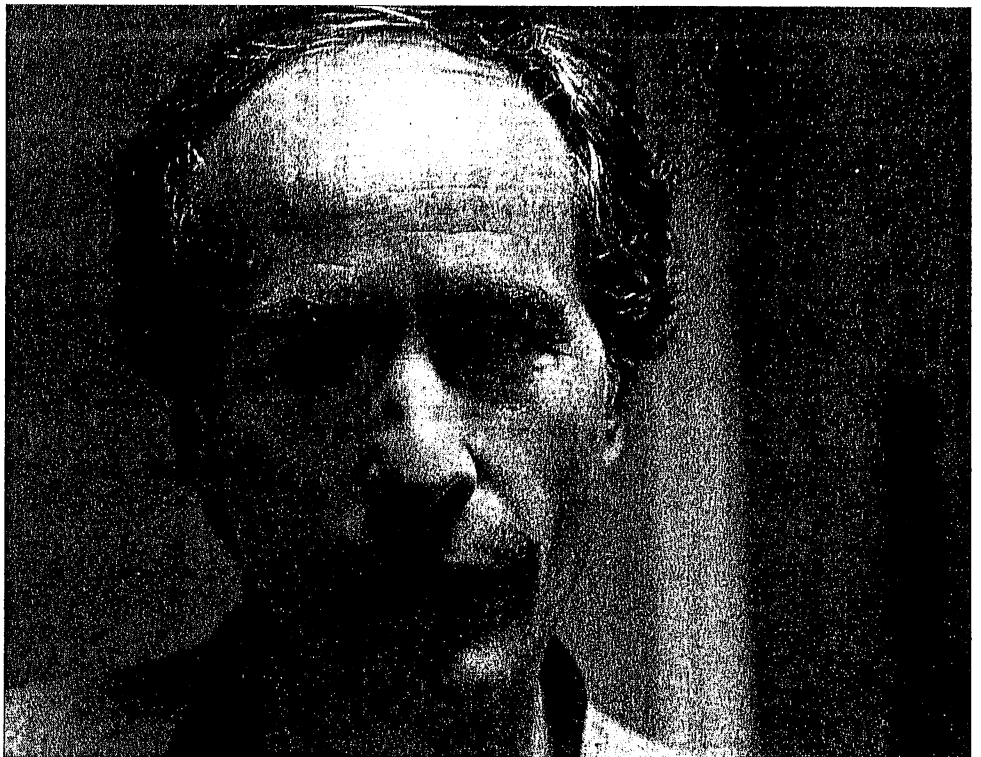
Der Sportjournalist Frank Bascombe, 44, ist inzwischen geschieden und Immobilienmakler geworden. Seine Ex-Frau Ann hat einen neureichen Architekten geheiratet, einen aufgeblasenen Schwätzer; das schmerzt. Noch mehr bekümmert ihn allerdings, dass sein pubertierender Sohn Paul in seinem zermürbenden Krieg gegen den Stiefvater auf die schiefe Bahn zu geraten droht. Bei einem Wochenendausflug am Unabhängigkeitstag will Frank sich mit ihm von Mann zu Mann aussprechen. Lange Telefonate mit seiner Geliebten Sally, Gespräche mit Hauskäufern, Mietern und Passanten, endlose Autofahrten, kurze Aufenthalte in Raststätten, Motels, Basketball-Museen und anderen Sehenswürdigkeiten Neuenglands: Spektakulärer bietet das Buch auf 600 Seiten nicht.

Der Ausflug von Vater und Sohn zu den Ikonen des American way of life ist halb Roadmovie, halb Bildungsroman mit den Stationen Ausfahrt, Irrweg und Heimkehr. Die Devise Franks in seiner «Existenzperiode» heisst: Vergessen, was sich nicht ändern lässt. «Man muss lernen, die Dinge nicht mit sich herumzuschleppen, bis man verrottet oder explodiert»; aufhören, nach dem Sinn des Lebens zu jagen und darüber die «Ewigkeit des Hier und Jetzt» zu vergeuden; «Was man im Leben verpasst, ist das Leben.» Man muss das Beste zu tun versuchen, einschliesslich Fehlern, ohne Angst und Reue und Zerknirschung; das ist womöglich das Streben nach Glück, das die Verfassungsväter meinten. «Es gibt kein falsches Gefühl des Wohlbefindens.»

Distanz und Mitgefühl

«Unabhängigkeit» ist ein «Hochseilakt der Normalität». Gewiss, Frank ist – wie sein Autor – ein scharfer Beobachter, ein Menschenkenner und Grübler, der sich manchmal auf die Höhe der Nationalphilosophen Emerson und Tocqueville erhebt, nur um mit seinem Raisonnement gleich wieder in die Allerweltswisheit des Durchschnittsamerikaners abzustürzen. «Untranszendent wie ein Baumstamm», ist er ein Held des Alltags, der mit der Schwerkraft des Machbaren ringt und dann plötzlich, mitten in einem Telefongespräch mit seiner Freundin, um Unmögliches bittet («Sag mir irgendwas, was die Wahrheit ist») und mit einem fetten Fernfahrer über letzte Dinge diskutieren kann. Frank Bascombe ist ein Moralist, Träger einer unaufdringlich humanen, pragmatischen Lebens- und Staatsphilosophie. Und «Unabhängigkeitstag» ist ein grosser Gesellschaftsroman, der in seinem ruhigen, zwischen köhler Distanz und Mitgefühl schwankenden Plauderton auch literarisch ein Meisterstück ist.

Makler verkaufen, zumindest wenn sie ihren Beruf so ernst nehmen wie Bascombe, nicht bloss Häuser, sondern



Hat mit «Unabhängigkeitstag» seinen bisher besten Roman geschrieben: Richard Ford.

BILD CLAUS GRETTNER

Schutz, Hoffnung, mehr noch: Lebensentwürfe. «Orte bedeuten nichts», hat ihn sein Beruf gelehrt. Das Dach über dem Kopf bedeutet dagegen oft mehr, als in den Kopf der Kunden will: Jeder Hauskauf ist ein Selbsterfahrungsstrip. Dass Bascombe in das Haus seiner Ex-Frau gezogen, verrät etwa, wie wenig er über die Trennung hinweggekommen ist, mag er sich auch noch so bequem in seinem melancholisch resignierten Stoizismus eingerichtet haben. Die Philosophie seiner «Existenzphase» ist ein Schutzpanzer, mit dem er sich gegen Anfälle von Reue oder Wehmut und neue Verletzungen wappnet. Allein, die Menschen, mit denen er sich von Berufs wegen herumschlagen muss, sind Bewährungsproben seiner privaten Politik. Bascombe ist ein geschworener Feind der Republikaner; auch darin erweist sich der New-Deal-Demokrat Ford – in Europa wäre er vermutlich Sozialist – übrigens als Widersacher Updikes.

Immobilien sind Fixpunkte des amerikanischen Traums; aber noch amerikanischer ist der Glaube, (Auto-)Mobilität, die Eroberung des leeren Raums, verbürge persönliche Unabhängigkeit. Richard Ford bildet diese Existenzweise zwischen zielloser Bewegung und pionierhaftem Sesshaftwerden auch in seinem Schreiben ab. Er bevorzugt einen geschmeidigen, sinnlichen Realismus, der aus einem Guss ist und doch unauffällig Tonlagen wechselt, Haltungen erprobt. So pendelt er zwischen Nähe und objektivierender Distanz, Stadt- und Landschaftsbildern, Erzählung und reflektierender Analyse (die Passagen über das Immobilienwesen in New Jersey oder die Psychologie von Maklern und Käufern sind sozialpsychologische Kabinettstückchen). Ford ver-

fügt über Witz, Pathos und leise Ironie; er kennt die Wonnen des sich abkapselnden Individualisten und die soziale Verantwortung des Staatsbürgers, patriotischen Optimismus und die Angst des Versagers. Anders als Updike, der in seinem Drang zur transzendentalen Überhöhung des Profanen aus jedem Faktum eine Theodizee macht, kommt er dabei ohne Metaphern aus. Gott (oder der Teufel) steckt im Detail.

Dem Nichts die Stirn bieten

Frank Bascombe ist kein Versager, obwohl er mit dem Versagen als einem Teil seines menschlichen Mysteriums sympathisiert. Zwar endet sein Ausflug in einem Fiasko: Pauls trotziger Versuch, sich vor dem Vater als Mann zu beweisen, geht im Baseballring buchstäblich ins Auge; aber gerade der Unfall bringt die beiden einander näher. Zwar kauft das Ehepaar, das er so geduldig bearbeitet hat, nicht das Haus, worin es glücklich werden könnte; aber als ehrlicher Makler rückt er doch den Haussegen zurecht und gibt den Fremden Obdach und Zuflucht. Zwar lehrt weder, wie er im stillen gehofft hatte, Ann zu ihm zurück, noch überwindet er seine Bindungsängste, die seine Beziehung zu Sally trüben; aber er bringt das Verhältnis zu beiden Frauen in Ordnung. Am Ende sehen wir ihn auf der Hauptstrasse von Haddam bei der Parade zum 4. Juli: geborgen, so gut es eben geht in einer unvollkommenen Welt, in einer Gemeinschaft, deren Dämonen – Kriminalität, Egoismus, Ehrgeiz, Einsamkeit – er wenigstens für sich gebannt hat.

Seine Odyssee findet so ein glückliches Ende, aber es ist keine erpresste Versöh-

nung. Nicht selbstzufrieden, aber im Bewusstsein, seiner Pflicht als Mensch, Vater und Bürger Genüge getan zu haben, läuft er in den Heimathafen ein, verwundet und bar aller Illusionen, aber gerettet. Frank hat seine Unabhängigkeit – die Freiheit, Fehler hinter sich zu lassen, die Vergangenheit ruhen zu lassen, und fähig zu werden, neue Beziehungen zur Welt anzuknüpfen, die einen bis ans Lebensende tragen sollten», wie Ford kürzlich in einem Interview definierte – gewonnen und seinem Sohn ein wenig davon vermitteln können. Das mag wenig sein, aber es ist genug, um dem Nichts die Stirn zu bieten. Er hat gelernt, dass zynische Indifferenz, Laissez-faire und emotionale Isolation «blosse Simulation von Leben» sind. Unabhängigkeit kann sich überhaupt erst im politischen-Raum erfüllen, und darum gleitet Frank am Unabhängigkeitstag sanft (und nur milde über die patriotische Clownsshow spottend) von seiner Existenz in die «Permanenzperiode». Vielleicht ist der Unterschied ja gar nicht so gross. «Vielleicht ist das, was man von weitem auf sich zukommen sieht, gar nicht das, was einem solche Angst macht, sondern schon sein Nachspiel. Und das, was man fürchtet, ist schon passiert.»

Das Buch, durch und durch amerikanisch, ist voll von solchen traurigen und tröstlichen Einsichten, an denen auch die geknickte Seele des Europäers sich aufzurichten kann. Richard Ford hat mit «Unabhängigkeitstag» seinen bislang besten Roman geschrieben, und das will eine Menge heissen.

Richard Ford: Unabhängigkeitstag, Roman. Aus dem Amerikanischen von Fredeke Armin. Berlin-Verlag 1995. 589 S., 48 Fr.

Amerika auf dem Klemmbrett

Komische Talfahrten eines kuriosen Daseins, präsentiert von Richard Ford

Von MICHAEL FUCHS

Fragte ihn jemand, würde er „Danke, mir geht's gut!“ sagen. Nur fragt tatsächlich niemand Frank Bascombe danach, wie es ihm geht. Und tatsächlich geht es ihm auch nicht wirklich gut. Frank, der ehemalige Sportreporter, dessen Sohn Ralph früh starb, dessen Frau Ann sich kurz danach von ihm scheiden ließ, der heute Immobilienmakler ist und in dem Haus wohnt, das Ann verlassen hat, um mit ihrem neuen Ehemann in einem schöneren zu wohnen; Frank Bascombe leidet. An allem und an sich selbst.

Richard Ford hat Franks Leben, das er in seinem dritten Roman „Sportreporter“ zu verfolgen begann, fortgeschrieben in seinem fünften Roman. Ein Leben, so amerikanisch wie jedes andere auch, eine Winzigkeit amerikanischer womöglich, erzählt Ford aus Franks Sicht, im zweiten Teil ausschweifender als im ersten, mit einer oft bitteren, selten heiteren Ironie.

Bascombe, der seine schriftstellerischen Ambitionen längst vergessen hat, wohnt noch immer in Hadam, New Jersey, und genießt die Dürftigkeit des Vororts. Vier Tage vor dem 4. Juli, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, hat er dem Ehepaar Markham wieder einmal – nach 45 Fehlversuchen – ein Haus zum Kauf anzubieten, unglücklicherweise in direkter Nachbarschaft eines Gefängnisses. Grund genug für die Markhams, sich dem Schicksal zu entziehen. Am gleichen Abend gerät ein Rendezvous mit Freundin Sally aus der Bahn, auf der Heimfahrt wird Frank Zeuge der polizeilichen Aufräumarbeiten nach einem Motelmord. Am folgenden Tag liest er seinen Sohn Paul bei seiner Ex-Frau auf, um mit ihm ein paar Sportgedenkstätten zu besuchen, eigentlich aber, um während eines offenen Vater-Sohn-Gesprächs zu klären, warum Paul stiehlt (Kondome), seinen Stiefvater schlägt (mit einem Ruder) und bellt wie der längst tote Familienhund. Der Ausflug endet in einer kleinen Katastrophe, trotzdem geht das Leben weiter.

Vier Tage Anfang Juli, aber mitten in der „Exi-

stenzperiode“ Frank Bascombes. Die hat – Frank ist inzwischen 44 – überraschenderweise gar nicht so viel mit der Midlife-crisis zu tun. Natürlich macht er sich ständig Gedanken über sein bisheriges Leben, natürlich hat er einiges falsch gemacht, das er heute anders anpacken würde. Aber das dominierende Symptom der Existenzperiode ist ein ungeheurer Drang nach Ruhe, Normalität, nach einem geordneten Alltag ohne allzuviel Aufregung. „Anders ausgedrückt, ich versuche, mich mit irgendwelchen fest umrissenen und auf akzeptable Weise machbaren Dingen zu beschäftigen und nicht ganz zu verschwinden.“ Bascombe sieht sich in einem Zwischenraum, in dem er seine erkalteten Gefühle zwar registriert, aber unfähig ist, mehr mit ihnen anzufangen. Als er seiner Freundin Sally am Telefon „Ich liebe dich“ sagt, hat er

nicht nur die, sondern auch sich selbst „vollständig überrumpelt“. „Die Worte sind nicht unwahr, oder ich empfinde sie zumindest nicht als unwahr, aber ich hätte sie nicht gerade in diesem Moment aussprechen müssen (jetzt allerdings würde sie nur ein Arschloch zurücknehmen).“

Frank Bascombe ist ein Held, tragisch, wie wir alle mehr oder weniger tragische Helden unseres eigenen Lebens sind; mal obenauf und mal unten durch. Auch am Unabhängigkeitstag ist Frank natürlich alles andere als unabhängig von den Berg- und Talfahrten des Daseins. „Manchmal verstehe ich nicht, warum Leute Häuser kaufen oder überhaupt etwas tun, was eine unvermeidliche Schattenseite hat“, sinniert der Makler. Überhaupt: das Immobiliengeschäft. Für Ford und Frank ein ideales Synonym für das Leben als solches.

„Die Prämisse geht vielmehr dahin, daß einem etwas vorgestellt wird, was man eigentlich nicht wollte, was aber verfügbar ist, woraufhin man nachgibt und sich dann einredet, eine gute Entscheidung getroffen zu haben.“ Aber: „Warum sollte man immer nur das bekommen, was man zu wollen glaubt? Oder sich auf das beschränken müssen, was man sich selbst vorstellen kann? Das Leben ist nicht so, und wenn man klug ist, kommt man zu dem Schluß, daß es so, wie es ist, auch besser ist.“ Vernunft ist, in seinen Verhältnissen zu bleiben.

„Es geht hier um Immobilien, nicht um die Realität“, sagt ein Kollege von Frank. „Die Realität ist was anderes. Die Realität ist, wenn man geboren wird und stirbt. Wir machen das, was dazwischen liegt.“

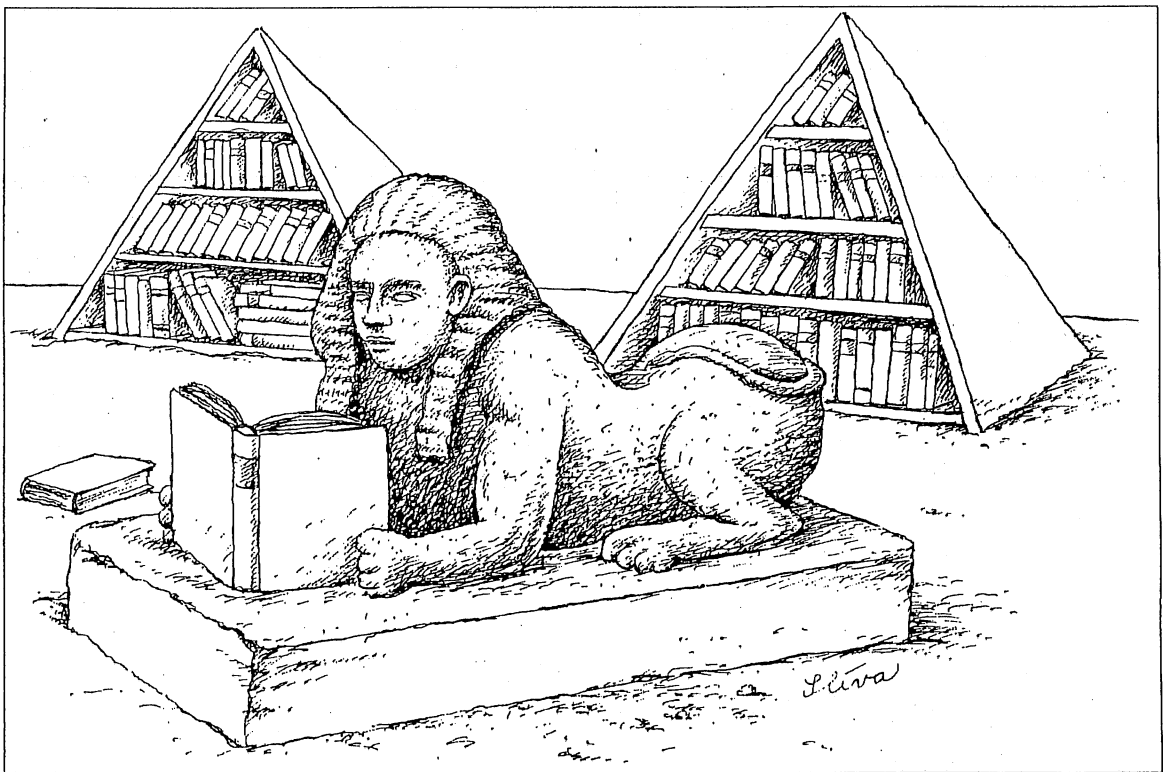
Wie im „Sportreporter“ (1986) oder in „Wildlife“ (1990) ist die Scheidung der

neuralgische Punkt. Die Familie, glücklich oder nicht, zerfällt in ihre Einzelteile, die unter ihrem immerwährenden Zusammenhang leiden. Auch im „Frauenheld“ (1992) hat die Ehe zwar die Leidenschaft lange verloren, doch nicht die Gemeinsamkeit. Richard Ford selbst ist seit 27 Jahren mit der gleichen Frau, Kristina, verheiratet, die Psychologie der Geschiedenen gelingt ihm trotzdem meisterhaft. Denn Frank Bascombe ist zuerst dies, ein Geschiedener, der Ann jederzeit ein zweites Mal heiraten würde, ohne genau zu wissen, warum.

Ford bildet seine vier Tage im Leben von Frank mit einer unbarmherzigen Akribie für alle Außer- und Innerlichkeiten ab, aber auch mit verzeihender Sympathie für ein Amerika der gepflegten Vorgärten, der überlaufenen Autobahnraststätten und der Imbißbudeninhaber mit geröteten Gesichtern.

Und ein Amerika der Klemmbretter: Auf ihnen notieren die Nachbarschaftspolizisten außergewöhnliche Vorkommnisse, halten Krankenschwestern Pulsfrequenzen fest. Immer wieder begegnet Bascombe dem Klemmbrett, natürlich benutzt er es auch selbst. Auf dem Klemmbrett kann man planen, auflisten, abhaken. Am Klemmbrett kann man sich festhalten, wenn der Boden unter den Füßen wegzubrechen droht. Frank Bascombe kann diesen Halt gut gebrauchen, auch wenn er glaubt, am Ende aus dem Größten raus zu sein – ein von Grund auf falscher Gedanke.

Richard Ford:
Unabhängigkeitstag.
Aus dem Amerikanischen
von Fredeke Arnim.
Berlin Verlag.
589 S., 48 Mark.



Männer seelisch monogam!

Ein begnadeter Roman plaudert das Geheimnis geschiedener Männer aus

Weltwoche
21.9.95



Repräsentativer Realist: Richard Ford erzählt alles über die USA der frühen neunziger Jahre

VON ANGELA PRAESENT

Franks Bascombe ist wieder da. Er war der Sportreporter in Richard Fords gleichnamigem Roman von 1986, ein Enddreissiger, Ex-Autor und Ex-Ehemann, der scheinbar munter über die Trennung von seiner Frau hinwegsurfte, mit Hilfe zögernder Freundinnen und eines nur unzulänglich stützenden «Clubs der geschiedenen Männer». Sein Ton damals war der bemüht beiläufige des ebenso ratlosen Kerls auf dem Barhocker nebenan. Mit Frank Bascombes vor Gefasstheit bebender Stimme wurde Richard Ford in Europa zu dem Erzähler von Männertraurigkeit. Jeder raffinierte Satz erklärte: Hier wird nicht Literatur zelebriert, hier staunt einer halblaut über das Leben.

Der Mittvierziger, den Ford nun erneut sich selbst und seine Situation darstellen lässt, hat die Freundin, den Beruf und den Ton gewechselt. Zunächst klingt dieser auferstandene Frank Bascombe verteuelt wie einer jener kontaktwütigen Einsamen, die einem auf einer Zugfahrt erschöpfend ihr komplettes Leben erzählen. In Bahnzeit übertragen, hätte man sein agiles Mundwerk etwa von New York bis nach Kalifornien in den Ohren, denn Bascombes Bericht über seine Erlebnisse und Überlegungen während eines langen Juli-Wochenendes füllt geschlagene 589 Seiten, fast ungerührt erzählt, gleichsam in Realzeit. Richard Ford liest dies – an der Oberfläche – und dramatische Kontinuum, er meidet Schmitze (so wie seine männlichen Gestalten sich von niemandem trennen mögen) und bietet demart gedehnte Einstellungen, dass man sich immer kribbliger mit der Person identifiziert, die in der Ferne, vierzig Seiten weiter, auf den weitschweifig Autofahrenden, plaudernden, speisenden, telefonierenden, salubadernden Helden wartet – aber man steigt nicht aus.

Giftige Schnelldiagnosen

Dieser Erzähler, der sich da plattfissig wiederholt, sich widerspricht und eine Privatphilosophie umschlenkert, die ihm etwa rät, bei Beunruhigendem wegzuhören «und zuzuhören, wie es sich für gewöhnlich von selbst erledigt», ist ein begnadeter Quatscher. Er fesselt, indem er dem Zuhörer Raum lässt, klüger zu sein und sich leise jene wahrere Parallelgeschichte zu erzählen, in der sich eben nichts von selbst erledigt.

Bascombe ist nun Immobilienmakler von Beruf, ein Engel von Makler sogar, besetzt von dem Verlangen, für jeden Quartiersuchenden das psychosozial und ökonomisch passende Dach zu finden. So kann er menschenfreundlich-demokratische Motive beglückend mit gesund egoistischen verknüpfen, und der hinter ihm operierende Autor kann zeigen, wie geschickt er in der Befindlichkeit einer Gestalt die Men-

talität einer Epoche und einer Nation zu spiegeln weiss. Der mitreisende Leser erfährt dabei mehr über die Immobilienbranche und über die Mobilität in den USA der frühen neunziger Jahre, als er je wissen zu sollen meinte. (Als Ford seinen Ich-Erzähler als Sportreporter ausgab, hielt sich der Autor noch eine halbdurchsichtige Maske vor. Um seiner fiktiven Gestalt so glaubhaft die Maklerrolle anmessen zu können, hat Ford sichtlich weit aufwendiger und journalistischer recherchiert: Durch komprimierte Weltthätigkeit versucht das fingierende Erzählen sich dem autobiographischen als überlegen zu erweisen.)

Richard Fords koketter Wille ist es, dass sein Romanheld vom Schreiben abgekommen ist und nur noch redet. Doch in seinen Kunden, Partnern, Mietern liest er wie im Buch des Lebens. Auf die Schulter möchte man ihm hauen, wenn er flink feststellt, ein Klientenpaar mache gerade einen Persönlichkeitswandel durch («nicht weiter ungewöhnlich im fortgeschrittenen Stadium einer Haussuche») oder sei in Gefahr, «den schlüpfrigen sozio-emotio-ökonomischen Abhang» herunterzurutschen. Seine Schnelldiagnosen enthalten giftige logische Widerhaken: «Sie sind nicht weiter bemerkenswerte Mitglieder einer nicht weiter bemerkenswerten Klasse, zu der sie nicht gehören wollen – der Klasse der Frustrierten, der Klasse derer, die auf der Kippe stehen, der Klasse derer, die das Nachsehen haben und gezwungen sind, anonym und missmutig in kleinen Sackgassen zu leben.» So schnoddert dieser Makler ein bemerkenswertes Kapitel Gegenwartssoziologie und Mentalitätsgeschichte daher, mühelos auf Europa übertragbar.

Unter seiner biederen, gestutzten Vorstadt-Flächigkeit wagt dieses Buch, es flürrt.

«Unabhängigkeitstag»? Während des gleichnamigen langen Juli-Wochenendes sichtet Frank Bascombe seine sämtlichen Abhängigkeiten: Er kontrolliert seine kommerziellen und emotionalen Investitionen. Er überprüft seine Beziehung zu der Freundin, die, wie er, die diskrete Distanz schätzt – oder bis vor kurzem schätzte. Passend zum nationalen Feiertag und in pädagogischer Absicht frischt er seine Erinnerungen an Emersons uramerikanisches Selbstvertrauen auf und – unternimmt einen schwirigen Männerausflug mit dem psychisch gefährdeten Sohn (keine andere Gestalt des Romans gerät Ford so irritierend plastisch). Er begegnet seiner ehemaligen Frau. Und versteht wieder einmal noch immer nicht, warum sie sich je getrennt haben.

Dafür versteht der Hörer/Leser allmählich, was dieser Held so tüchtig und wortreich umzirkelt, um es vor sich selbst zu verbergen (und dass die Länge des Romans die gewaltigen Anstrengungen abbildet, mit denen eine naheliegende Einsicht gemieden wird).

Im Hauptberuf nämlich ist Frank Bascombe insgeheim und erfolglos geschiede-

ner Mann. Er liebt seine längst anderswo verheiratete Frau noch immer – inbrünstig, ratlos, ohne deutliche Rückeroberungschancen.

Und hierin zeichnet sich klarer denn je die verblüffende These ab, die Richard Ford bisher in seinem gesamten erzählerischen Werk – von den «Rocks Springs»-Stories an – umspielt, ohne sie je auszusprechen: Männer seien seelisch monogam.

Welch ein Tabubruch. Welche Ketzerei wider alle aufgeräumt-westlichen Beziehungsbilder. In Frank Bascombes unscharfen Worten: «Mein Leben spielte sich auf einer Bühne ab, vor der sie für immer im Publikum sitzt (egal, ob sie hinsieht oder nicht).» Sie: das ist die ersterwählte, ewige Gattin-Frau, mag sie sich auch nie selbst so empfunden haben oder längst woanders sein. Und gegen diese eierne Urbindung eines Mannes kommt keine Trennung oder Scheidung an; Errungenschaften, Promiskuität oder Neugesellung zählen nicht, sie dämpfen allenfalls den lebenslangen Schmerz.

Heisse These

Eine heisse These (und herbe Botschaft für spätere Gefährtinnen). Sollte etwas daran sein, dann wäre die emotionale Unzugänglichkeit und Dumpfheit, die Frauen an Männern so oft und so verzweifelt beklagen (wie sie es, zart oder zynisch, auch in diesem Roman tun), eigentlich beinahe das Gegenteil: nämlich verkappte Treue zu einer früheren Gefährtin, möglicherweise zu einem Phantom. Und Richard Fords Roman enthielte dann versteckte Hinweise auf eines der bestgeheilten Geheimnisse der Welt. Sollte Fords Wirkung auf jüngere europäische Leser etwa damit zusammenhängen?

Das meiste, was Richard Ford als virtuos tiefstapelnder, von der suburbanen Realität und Alltagssprache Amerikas faszinierter Erzähler sonst kann, konnte bereits ein älterer. Indem er seinen Helden ein knappes Jahrzehnt später erneut die eigene soziale Entwicklung und Situation betrachten lässt, erhebt Ford zugleich Anspruch auf John Updikes Sitz in der imaginären Akademie (oder wohl besser: Hall of Fame) der amerikanischen Gegenwartsliteratur – auf den Platz des repräsentativen, nordwestlichen, weisen Realisten. Im weitschweifig treuen Makler Bascombe hat Updikes frommer, republikanischer Lüstling Rabbit, der in «Bessere Verhältnisse» als Toyota-Händler widererstand, seinen demokratisch-areligiösen Nachfolger gefunden. Optimistische Melancholiker sind sie beide. Und Bürger, umsichtige Patrioten. Und seltsam alt für europäische Gefühle, älter als ihre Jahre.

Richard Ford: Unabhängigkeitstag Roman. Aus dem Amerikanischen von Friedke Arlin. Berlin Verlag, 589 Seiten, Fr. 48.–